FRITZ JACOBI UND DER STURM UND DRANG

Otto Heraeus

3058
H 4
STORAGE-ITEM
MAIN - LPC
LP9-F22A
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Beiträge zur Philosophie
14

FRITZ JACOBI
UND DER
STURM UND DRANG

VON

OTTO HERAEUS



HEIDELBERG 1928
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
Verlags-Nr. 2075.



Beiträge zur Philosophie
14

FRITZ JACOBI
UND DER
STURM UND DRANG

VON

OTTO HERAEUS



HEIDELBERG 1928
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
Verlags-Nr. 2075.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Inhalt.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/fritzjacobiundde00hera

Einleitung.

Friedrich Heinrich Jacobi ist von der Literaturgeschichte noch wenig erfaßt worden. Während seine Philosophie schon früh das Interesse der Forscher erregte, blieb seine literarische Tätigkeit und Persönlichkeit lange im Dunkeln. Jacobis Bedeutung und Stellung in der Geschichte der Philosophie ist in größeren Darstellungen behandelt, wie den Büchern Eberhard Zirngiebls (1867) und Friedrich Alfred Schmids (1908), und daneben in zahlreichen philosophischen Einzeluntersuchungen. Die Literaturgeschichte kam bisher zu kurz. Sie war bis zur Jahrhundertwende beschränkt — abgesehen von kleinen und zerstreuten Untersuchungen — auf das pietätvolle Werkchen von Ferdinand Deycks (1848), das in der Hauptsache der Persönlichkeit Jacobis gewidmet ist, auf Heinrich Düntzers grundlegenden Aufsatz (1853) über Jacobi als Freund Goethes, und die Habilitationsschrift Adolf Holtzmanns (1878), die den Erstlingsroman Jacobis, den „Allwill", zum Gegenstand hat. Nach der Jahrhundertwende wurde der „Allwill" auf Grund erweiterten Materials und Gesichtsfeldes neu untersucht, besonders nach den Einzelphasen seiner Entstehung, in der Dissertation von Hans Schwartz (1911). Nach gleichen Gesichtspunkten untersuchte dann Frida David in ihrer Dissertation den „Woldemar" (1913). Daneben wird F. H. Jacobi in größeren literargeschichtlichen Arbeiten wieder berücksichtigt, man nimmt ihn wieder als einen wesentlichen Faktor in der Literaturgeschichte des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts. Man

bemüht sich, ihn nicht mehr als einen schwachen Künstler, aber als wertvolle Persönlichkeit nur eben zu erwähnen, sondern wünscht ihn zu verstehen, nicht sowohl aus seinem eigenen Wesen, sondern aus dem allgemeinen Zusammenhang heraus. Losgelöst, isoliert, hat Jacobi als schaffender Künstler wohl wenig zu bieten, wenn auch mehr, als die landläufige und vom einen beim andern geborgte Meinung zugibt. Wird jedoch der Dichter als Ergebnis einer zeitgebundenen Erziehung und Bildung, als Mitglied einer zeitgebundenen Gesellschaft, als Angehöriger einer zeitgebundenen literarisch-geistigen Bewegung betrachtet, und erweist er sich als Persönlichkeit, die in ihren Produkten das allgemeine Zeitniveau nicht wesentlich überschreitet, so kann gerade diese Durchschnitts-Künstlerpersönlichkeit sehr viel, ja das meiste aussagen über eben jene zeitgebundene Erziehung, Bildung, Gesellschaft, literarisch-geistige Bewegung. Je mehr der Dichter aus seiner Zeit herauswächst, desto weniger sagt er über seine Zeit aus. Je mehr ein Dichter auf eine einzige, zeitlich gebundene Literaturepoche beschränkt ist, desto mehr kann er über sie vermitteln. Die Literaturepoche, in der Fritz Jacobi verwurzelt ist, nennt man „Sturm und Drang“ oder „Geniezeit“. Wie bei so vielen anderen — eigentlich fast bei allen — Sturm-und-Drang-Dichtern, hört auch bei Jacobi mit dem Ende der Geniezeit das dichterische Schaffen im wesentlichen auf, ist also wohl charakteristisches Produkt dieses engbegrenzten Zeitabschnittes.

Innerhalb dieses Zeitraumes soll Jacobi betrachtet werden. Es fragt sich nur, unter welchen Voraussetzungen. „Fritz Jacobi und der Sturm und Drang“: das setzt einen festen Begriffsinhalt für „Sturm und Drang“ voraus. Es sollen nicht die Forscher geschmält werden, die sich Mühe gegeben haben, den Begriff fest zu umreißen und mit Inhalt zu füllen. Aber es scheint dieselbe Gefahr nicht vermieden, die sich ergeben hat bei dem Versuche, die zeitlich mit

„Barock“ oder „Romantik“ bezeichneten Epochen der Literatur auch begrifflich als „Barock“ und „Romantik“ zu erfassen: Die Vielfältigkeit der Erscheinungen sprengte das Gefüge des Systems. Und dann noch ein Einwand: Was ist gewonnen, wenn man, einer bestimmten begrifflichen Auslegung von „Sturm und Drang“ folgend, ausschließlich feststellt, daß bei einem Dichter die betreffenden Begriffe anwendbar sind? Für die Erkenntnis der Persönlichkeit so gut wie nichts. Es wird eine Untersuchung, die sich darauf beschränkt, unter Umständen für viele Dichter der Epoche allzu ähnliche Feststellungen machen können. Aus diesem Grunde wird der größere Teil der Darstellung sich mit dem geschichtlichen Ablauf der Geschehnisse, soweit Jacobi daran beteiligt ist, befassen. Es kommt für Jacobi vor allem das Jahrzehnt zwischen 1770 und 1780 in Frage, und die in diesen Jahren gepflegten Beziehungen zu einigen großen Persönlichkeiten der deutschen Literatur, im besonderen zu Vertretern der Geniebewegung. Eine Schlußbetrachtung wird dann versuchen, Jacobis Beziehungen zu den geistigen Zielen des Sturms und Drangs darzulegen, die Gründe seines Schwankens zwischen Anerkennung und Ablehnung aufzufinden, und seine Stellung innerhalb der Bewegung zu charakterisieren.

1. Kapitel.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein.“ So äußert sich Goethe zu Eckermann am 11. April 1827, gelegentlich eines Gespräches über Jacobis „Auserlesenen Briefwechsel“. Was Goethe hier mit dem Worte „Diplomat“ so treffend bezeichnet, so unparteiisch gewissermaßen, ist Jacobis Schwäche und Stärke, seine ganze Eigenart. Andere haben nach anderen Ausdrücken dafür gesucht, und man kann nicht selten die Bezeichnung „weiblich“, „feminin“ [1] für Jacobis Wesen finden. Als rein negativen Wert betrachtet Gervinus diesen Zug Jacobis, er findet (mit Hamann) nur ein „politisches Schaukeln zwischen den Parteien.“ [2] Er meint, „daß er (Jacobi) nämlich bei all seiner individuellen Natur und Subjektivität zugleich die größte Objektivität zeigt darin, daß er sich mit Allem verträgt, wenn es ihn nur nicht persönlich verletzt, daß er sich gerne verwahrt gegen alle Angriffe, daß er sich setzt mit allen Meinungen und Ansichten, sie mögen noch so himmelweit verschieden unter sich und von den seinigen sein, daß er daher tolerant und intolerant zugleich erscheint,

[1] z. B. F. J. Schneider, Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus (Epochen der deutschen Literatur III), Stuttgart 1924, S. 418.

[2] G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl., Leipzig 1873, IV. Bd., S. 633.

gleichgültig und reizbar, parteiisch und unparteiisch, ebenso eifrig, sich über anderer Meinung aufzuklären, als seine eigene anderen unterzuschieben oder anzutragen, begierig sich an alle Männer von Bedeutung anzuschließen, sich gegen alle auszusprechen. Denn dies ist der Ausdruck sowohl einer unbefriedigten und unfertigen Bildung, als auch jener vornehmen, ideenbedürftigen Redesucht derer, die sich zu Handlungen und thätiger Wirksamkeit wenig aufgelegt fühlen, daß man stets über Alles grübelt und klügelt, philosophische Absicht in Allem sucht, philosophische Beobachtung an Allem und zu jeder auch noch so unpassenden Stunde übt".[3] Diese ablehnende Betrachtung des charakteristischsten Zuges Jacobis ist — so gut man sie bei Gervinus verstehen kann — unheilvoll gewesen für die Folgezeit. Denn eine wirklich fruchtbare Versenkung in die Werke und die Person Jacobis wurde durch sie erschwert, solange sie ohne große Bedenken und unangefochten sich in der Literaturwissenschaft fortpflanzen konnte. Da wurde jedoch durch F. A. Schmid Wandel geschaffen, der für eben jenen im Wert so strittigen Charakterzug Jacobis in der absoluten „Passivität" eine zutreffende Begründung fand: „Will man dies Leben mit seinen stillen und unauffälligen, aber darum nicht weniger tiefen Widersprüchen recht verstehen, so muß man es begreifen als das Leben eines passiven Charakters. ... Jacobi ließ sich tragen; als Mensch von seinen Schicksalen, als Denker von einer Gewißheit, die er außer und über sich befestigt wußte, und der sich zu unterwerfen, ihm Bedürfnis war."[4]

Diese ausgesprochene Passivität, die sich im Leben, Dichten und Philosophieren auf Schritt und Tritt verfolgen läßt, scheint ein Fritz Jacobi von den übrigen Stürmern und Drängern wesentlich unterscheidendes Merkmal zu sein.

---

[3] Gervinus a. a. O., IV, 631.

[4] F. A. Schmid, F. H. Jacobi, Heidelberg 1908, S. 1 ff.

Schon die frühe Jugendzeit, soweit wir überhaupt von ihr wissen, trägt die deutlichen Spuren einer sehr beschränkten jugendlichen Aktivität. Ein Lerndrang, der etwa bei dem wirtschaftlich schwer ringenden Friedrich Maximilian Klinger ebenso vorhanden ist, wie bei dem glänzend versorgten jugendlichen Goethe, fehlt bei dem jungen Jacobi zum Schmerz des Vaters völlig. Man schrieb ihm „Mangel an gutem Willen und besonders an Ehrbegier" zu.[5] An Ansporn, auch an Verhänselung scheint es keineswegs gefehlt zu haben, aber Fritz verhielt sich passiv. Es hätte sogar leicht zu einem Bruderzwist — das in der späteren Dichtung des Sturms und Drangs so oft behandelte Thema! — kommen können, wenn er nicht „die Zurücksetzung ertrug und als ihm gebührend hinnahm"[6], die ihm gegenüber seinem älteren Bruder Georg zuteil wurde. Hier muß auch an die Szenen aus Allwills Jugend erinnert werden, die wohl aus der eigenen Jugend Jacobis geschöpft sind, und die am besten widerspiegeln, wie er selbst über seine Jugend dachte und empfand. Auch der kleine Allwill wird „eben für kein Kind guter Hoffnung gehalten: weil er, bey aller seiner Lebhaftigkeit, im Studiren doch sehr träge, und bey aller seiner Gutherzigkeit äußerst hartnäckig, ausgelassen und trotzig gewesen wäre. Für etwas schwach am Geist hielt man ihn, weil seine Cameraden ihn beständig überlisteten, ohne Mühe ihn zu allem beredeten, und ihn die Zeche überall bezahlen ließen".[7] ... „Bey allem dem nicht ein Schatten von Dreistigkeit; im Gegentheil so schüchtern, so demüthig gegen jedermann, wovon er Gutes dachte; zugleich so vorliebend, so dankbar, so mild und so gut, daß er den meisten, theils für einen Tropf, theils für einen Schmeichler galt".[8] Man wird diese Selbstdarstellung Jacobis, die durch

[5] JaB I, S. VIII.
[6] JaB I, S. VIII.
[7] JW I, 28.
[8] JW I, 32.

zwei kleine, höchst charakteristische Anekdoten noch erhellt wird, für echt halten dürfen. Mit Klarheit ergibt sich aber überraschend, daß der junge Jacobi schon ein Eigendasein in fast Rousseauischem Sinn geführt hat, selbst wenn wir den „Allwill“ als Zeugnis nicht berücksichtigen wollen. Der Vater Jacobi — denn nur dieser spielt eine Rolle in der Jugenderziehung, da die Mutter schon 1746 starb — war ein vorbildlicher Bürger im Sinn der Aufklärung: „ein unterrichteter und wohlhabender Kaufmann“, der Konfession nach Lutheraner, aber dennoch „wegen seiner Rechtschaffenheit und gemeinnützigen Betriebsamkeit“[9] auch bei Andersgläubigen hoch angesehen. Ein „ruhiges, emporstrebendes Selbstgefühl“[10] empfindet er bei sich, und wünscht es auch bei seinen Söhnen vorhanden zu sehen. Bei Georg, seinem ältesten, wurde er in dieser Hinsicht befriedigt, und man kann sagen, daß dieser von den rationalen Pfaden des eudämonistischen Zeitalters innerlich auch in der Zukunft nicht abgewichen ist. Anders Fritz, der von vornherein mit einer gewissen demütigen Entschiedenheit eine andere Richtung einschlug. Er gab sich nicht altklug und gelehrt, sondern verteidigte, so gut er konnte, sein jugendliches Recht auf gefühlsmäßige Handlungsweise, auf Naivität, auf triebmäßiges und instinktgeleitetes Dasein: Alles Forderungen Rousseaus, die der junge Fritz Jacobi praktisch schon stellte, ehe er sie theoretisch kennen lernte. Hier erkennt man, wie tief die Wurzeln der späteren Ansichten Jacobis in sein eigenes Selbst hinabreichen, und wie sehr gerade ihn die Tendenzen des Sturms und Drangs packen mußten, wie sehr gerade er der Person nach hineinverwickelt ist.

Das rein veranlagungsmäßige, aber dennoch sehr bezeichnende Verhalten des jungen Jacobi gewann eine neue

---

[9] JaB I, S. VII.

[10] JaB I. S. VIII.

Stütze durch den Anschluß an pietistische Kreise. Schon als Kind sei er ein „Schwärmer, ein Phantast, ein Mystiker“[11] gewesen, schreibt er einmal an Merck. Sicher wurde diese Anlage stark ausgebildet durch die zahlreichen Krankheitsfälle, von denen Jacobi von frühester Jugend an bis ins Alter immer wieder verfolgt wurde, und die ihm Gelegenheit und Zeit zum Träumen und Phantasieren gaben. Andererseits spielt eine Rolle das Gefühl, anders zu sein, als seine Altersgenossen, das zu demselben eigenbrödlerischen Tun führen konnte, zum Nachdenken über das „Warum“, das ja das kindliche Denken unermüdlich in Tätigkeit hält. Mit einsetzendem Religionsunterricht entfernte sich der Knabe immer mehr von seinen Spielkameraden, ja selbst von der zeitlebens von ihm geliebten Freundin Johanna Fahlmer, seiner um ein Jahr jüngeren Stieftante. Er suchte den Umgang einer frommen Dienstmagd seines Vaters, mit der er religiöse Schriften las, und beschäftigte sich schon recht frühzeitig mit religiösen Fragen: „Ich ging noch im Polnischen Rocke, da ich schon anfing, mich über Dinge einer andern Welt zu ängstigen. Mein kindischer Tiefsinn brachte mich im achten oder neunten Jahre zu gewissen sonderbaren — Ansichten (ich weiß es nicht anders zu nennen), die mir bis auf diese Stunde ankleben“.[12] So konnte nicht ausbleiben, daß sein inneres Gleichgewicht nachhaltig gestört wurde. Er sagt hierüber: „Es war nämlich jenes Sonderbare, eine von allen religiösen Begriffen ganz unabhängige Vorstellung endloser Fortdauer, welche mich in dem angezeigten Alter, bey dem Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante, unversehens mit einer Klarheit anwandelte, und mit einer Gewalt ergriff, daß ich mit einem lauten Schrey auffuhr, und in eine Art von Ohnmacht sank.

[11] Eberhard Zirngiebl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken, Wien 1867, S. 4.

[12] JW IV, 1, S. 48.

Eine sehr natürliche Bewegung zwang mich, sobald ich wieder zu mir selbst kam, dieselbe Vorstellung in mir zu erneuern, und der Erfolg war ein Zustand unaussprechlicher Verzweiflung. Der Gedanke der Vernichtigung, der mir immer gräßlich gewesen war, wurde mir nun noch gräßlicher; und eben so wenig konnte ich die Aussicht einer ewigdauernden Fortdauer ertragen... Genug, ich brachte es allmählich dahin, seltener davon ergriffen, und, nach einigen Jahren, ihrer ganz los zu werden." (Wieder von neuem, seit dem 23. Lebensjahre) „hat diese Vorstellung, ohngeachtet der Sorgfalt, die ich beständig anwende sie zu vermeiden, mich noch oft ergriffen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß ich sie zu jeder Zeit willkührlich in mir erregen könnte, und glaube, es stände in meiner Macht, wenn ich sie einige Male hintereinander wiederholte, mir in wenig Minuten dadurch das Leben zu nehmen."[13] Eine mystisch-religiöse Verzückung also ist es, der schon der Knabe erliegt, hervorgerufen durch philosophisch-theologische Spekulationen. Es nimmt nicht wunder, daß nach der Konfirmation Jacobi in eine fromme Gesellschaft „Die Feinen" eintrat. „Die Feinen"[14] waren eine in reformierten Gegenden verbreitete Sonderrichtung der reformierten Kirche, die von Jodokus von Lodenstein eingeleitet worden war. Es wurde in diesem Kreis weniger Wert gelegt auf ein äußerlich kirchliches, als auf ein persönlich religiöses und sittenstrenges Leben. Sogar die kirchliche Lehre hatte geminderte Bedeutung. In den Kreis dieser reformierten Sekte trat der lutherische Fritz Jacobi ein, und es ist klar, daß er seiner Veranlagung gemäß auf reiche Nahrung für seine Grübeleien stieß. Manche seiner späteren Anschauungen mögen hier vorgebildet worden sein. Etwas

[13] JW IV, 2, S. 67 ff.

[14] Vgl. K. Isenberg, Der Einfluß der Philosophie Ch. Bonnets auf F. H. Jacobi, Tüb. Diss., Leipzig 1906, S. 6.

Bestimmtes hierüber weiß man jedoch nicht.[15] Es ist vielmehr von Bedeutung der allgemeine Umstand, daß auch für Jacobi das Bildungsmittel seiner Innerlichkeit der Pietismus wurde, wenn auch nicht in der reinsten Form einer ausgesprochenen Pietistengemeinde. Wie Hamann und Herder, wie Goethe und Lenz erhielt er seinen Einfluß durch diese zeitgenössische Geistes- oder Gemütsrichtung, und das in um so stärkerem Maße, als er einerseits aus eigenstem Bedürfnis nach solcher Nahrung suchte, andererseits sich hauptsächlich passiv-rezeptiv verhielt. Von der Grunderkenntnis eines derart gemeinsamen Bildungsmittels aus muß eine spätere „Abhängigkeit“ in der dichterischen Produktion, also die oft zitierte Abhängigkeit des „Allwill“ vom „Werther“, sehr vorsichtig betrachtet und — ohne freilich die Tatsache zu leugnen — gewertet werden.

Mit 16 Jahren wurde Jacobi vom Elternhaus nach Frankfurt in die kaufmännische Lehre geschickt und machte so die ersten selbständigen Welterfahrungen. Sie scheinen nicht angenehmer Natur gewesen zu sein, besonders für einen zart und rechtlich empfindenden Menschen. Im Gegenteil, sie stießen ihn derart ab, daß er — zu seinem Heil — die Frankfurter Lehrstelle aufgab und eine andere in Genf antrat. Er vertauschte die Geburtsstadt des Pietismus, die ihm wohl viel hätte bieten können, mit der Hochburg des Calvinismus, die ihm tatsächlich doch unendlich mehr gab, wie sich im Verlauf der Jahre zeigte.

In Genf tritt eine grundlegende Änderung in der Lebensführung Jacobis ein. Nicht mehr ein zurückgezogener Grübler, der hinter den Altersgenossen zurücksteht, tritt er uns hier entgegen, nicht mehr der kränkliche, schwächliche Jüngling, wie er sich in der Düsseldorfer Zeit darstellt. Fr. Roth berichtet: „Zugleich bildete er durch Schwimmen, Reiten und andere Übungen seine Körperkraft

---

[15] Vgl. Isenberg a. a. O., S. 6.

aus, wodurch seine Gesundheit sehr gewann und die ungemeine Schönheit seiner Gestalt zu der kraftvollen Anmuth gedieh, welche selbst im Greisenalter nicht erloschen ist".[16] Bei dieser Schilderung kommen wohl jene Szenen ins Gedächtnis, die uns so charakteristisch erscheinen für den frischen Wind, den die jungen Stürmer und Dränger sich um die Nase wehen ließen, jene große Naturhaftigkeit, wie sie bekannt ist aus der Begeisterung der Brüder Stolberg für das Freibaden, Goethes Leidenschaft und Kunst im Schlittschuhlaufen. Auch bei Jacobi wird es nichts anderes gewesen sein, als jene Vorliebe der zeitgenössischen vornehmen Jugend für Sport und Körperübung, der er sich anschloß. So erscheint auch er als eine jener prächtigen Männergestalten von hohem Wuchs und schönem Ausdruck, die für den Sturm und Drang bezeichnend sind, wie Klinger und Goethe etwa.

Eine zweite, tiefgehende Veränderung zeitigte Genf in der Bildung Jacobis. War seine Bildung bisher mehr und fast nur eine solche des Herzens und Gemüts gewesen, so wurde jetzt die Pflege der intellektuellen Bildung in den Vordergrund geschoben. Das lag, außer in der von einer leisen Aktivität begleiteten Umstellung des jungen Mannes, in erster Linie an den geistigen Verhältnissen Genfs selbst.[17] Dort war der Tummelplatz der Anhänger Voltaires, der in Ferney dicht bei Genf wohnte, und der Enzyklopädisten Diderot, Holbach, Grimm auf der einen Seite, der Anhänger Rousseaus auf der anderen. Dem Voltairischen Ideal der alten Zeit, dem „bel esprit", stand Rousseau entgegen mit dem Ideal der neuen Zeit, der „belle âme". Man könnte sagen, der Kampf des Irrationalismus gegen den Rationalismus werde schon hier ausgefochten, wenn nicht Rousseau selbst doch so manche Reste echtesten Rationalismus an-

[16] JaB I, S. X.

[17] Für das Folgende s. Isenberg a. a. O., S. 8 f.

gehaftet hätten. Auf welche Seite der Parteien Jacobi innerlich gehören mußte, ist nach seinen Anlagen und seinem bisherigen Leben nicht zweifelhaft. Jedoch verfiel er diesmal, dank günstigen Umständen, nicht seiner Einseitigkeit. Er erwarb sich die Zuneigung eines feinfühlig auf seine Individualität eingehenden Lehrers, des Mathematikers Lesage. Folgendermaßen schildert Jacobi die Wirkung der Unterrichtsmethoden, denen er bis dahin ausgesetzt war: „Man gewann nur so viel, daß ich selbst eine sehr schlechte Meynung von meinen Geistesfähigkeiten bekam, die mich umso mehr drückte, da sie mit der brennendsten Begierde nach philosophischen Einsichten verknüpft war.“[18] Aber er fühlte sich damals als einen „feurigen und eben so weichherzigen Jüngling, voll Schüchternheit und Mißtrauen in sich selbst, und voll Enthusiasmus für jede höhere Geisteswürde“.[19] Er wußte seinen Intellekt noch wenig zu gebrauchen, ihm fehlte nicht die Gabe, sondern die Anleitung, sie zu benutzen. Da wies ihm der Genfer Lehrer den Weg: „Lesage zeigte mir an verschiedenen Beyspielen, daß was ich geglaubt hatte nur nicht begreifen zu können, größtentheils entweder leere Worte oder Irrthümer waren; ermahnte mich auf meinem Wege getrost fortzugehen, und allenfalls nur auf sein Wort, wenn ich nicht anders könnte, guten Muth zu fassen“.[20] Diese vorbildliche pädagogische Methode Lesages hatte denn auch schnell den Erfolg, daß sich Jacobi die Kenntnis der Schriften einer ganzen Reihe von Philosophen erwarb. Außer der selbstverständlichen Vertrautheit mit Lesages Werken muß das Interesse Jacobis für Duclos und Bonnet erwähnt werden, ganz abgesehen von einer erstaunlichen Menge großer und kleiner Philosophen, die er in jener Zeit studierte.

[18] JW II, 180.
[19] JW II, 182.
[20] JW II, 182.

Zu Rousseau lag ein besonderes Verhältnis vor. Dieser Philosoph, der mit den Tendenzen des Sturms und Drangs so ursprünglich zusammengehört, der wohl auf alle Anhänger der Bewegung einen tiefen Einfluß hatte, mußte auch auf den ihm innerlich verwandten Jacobi großen Eindruck machen. Isenberg bemerkt mit Recht[21], daß man Eigenschaften, die sich Rousseau zuschrieb, wie „eine gewisse Langsamkeit im Denken, verbunden mit Lebhaftigkeit des Gefühls“, auch Jacobi zulegen könne, und daß der Ausspruch Jacobis „Licht ist in meinem Herzen; aber sobald ich es in den Verstand bringen will, erlischt es“, bereits bei Rousseau einen Vorläufer hat. Und auch Lesage meint eine Gleichartigkeit der Denk- und Empfindungswelt bei Rousseau wie bei Jacobi, wenn er an diesen am 18. Oktober 1763 schreibt: „Non, je ne crois point trop hazarder en presumant, que vous nous auriez consolés de la perte de... Rousseau“.[22] Die Anschauung, die Jacobi noch am 8. Juni 1777 gegen Wieland vertritt, daß Rousseau, „das größte Genie, das je in französischer Sprache geschrieben hat“[23], sei, ist sicher schon die Auffassung des Genfer Jacobi gewesen. Die besten Beweise könnten hierfür die Briefe Jacobis an Lesage geben, die leider nicht erhalten sind.[24] Immerhin haben wir fünf Briefe Lesages an Jacobi, aus denen Rückschlüsse möglich sind. Sie stammen aus den Jahren 1762, 1763, 1764, 1767 (zwei Briefe). In drei von den fünf Briefen wird Rousseau erwähnt, und zwar so, daß ein lebhaftes Interesse und vorangegangene Fragen Jacobis vorausgesetzt werden können. Lesage schreibt in dem oben erwähnten Brief vom 18. Oktober 1763: „Le vif intérêt que vous prenez à tout ce qui concerne notre

[21] Isenberg a. a. O., S. 9.

[22] JaB I, 8.

[23] JaB I, 274.

[24] Man hat nur einen vom 30. I. 1788 (JaB I, 448 ff.).

fameux ex-citoyen[25], et la demande expresse que vous me faites des petites écrits qui auront rapport à lui, m'engagent à vous envoyer l'extrait inclus d'une justification privée de notre sage Conseil d'Etats, sur la conduite qu'il a tenue envers cet imprudent grand homme".[26] Am 4. Dezember 1764 muß Lesage Jacobis Interesse für Rousseau unbefriedigt lassen: „Nous n'avons point actuellement de papiers intéressans concernant votre cher Rousseau".[27] Und am 10. Februar 1767 berichtet Lesage über einen Brief Jacobis vom 15. September 1766, der in Rousseauischen Farben glänzte: „J'ai relu le passage de votre lettre du 15me septembre, qui peignoit les écrits de Rousseau avec des couleurs tout au moins aussi brillantes que les siennes, et que j'ai fait copier à la tête de mon exemplaire d'Emile".[28] Mehr an Lob von seiten Lesages und Begeisterung von seiten Jacobis, als diese Sätze enthalten, brauchen wir nicht, um die ganze Tragweite von Rousseaus Wirkung zu ermessen. Wir werden ferner finden, wie, fast schon ganz im Unterbewußtsein, fast schon zu einem der Herkunft nach nicht mehr zu erkennenden Bestandteil der Denkungsart, die Ideen Rousseaus widerspiegeln in den Romanschöpfungen „Allwill" und „Woldemar" (in letzterem wird Rousseau zitiert und namentlich genannt).[29] Dagegen konnte auch die spätere Ablehnung Rousseaus durch Jacobi nach dem Erscheinen der „Bekenntnisse" nichts ausrichten: Rousseauischer Geist steckte in der ganzen Generation der Zeitgenossen, und was Jacobi von Rousseau vielleicht nicht direkt annehmen wollte, ging ihm auf dem Umweg der Vermittlung durch einen zeitgenössischen Kopf leicht ein.

---

[25] Wegen der Regierungsmaßnahmen, hervorgerufen durch den „Contrat social" und „Emile", mußte Rousseau Genf verlassen.

[26] JaB I, 9 f.

[27] JaB I, 11.

[28] JaB I, 19.

[29] JW V, 167 f.

Schließlich waren es vorerst nur Menschlichkeiten, welche in Rousseaus National- wie Persönlichkeitscharakter ihre Erklärung finden, die Jacobi (am 5. Dezember 1782) zu Elise Reimarus äußern ließen: „Sie fragen nach meinem Urtheile über Rousseau's Bekenntnisse. Das Buch hat mir erstaunlich wehe gethan, und ich gäbe viel darum, wenn ich es rein vergessen könnte. Gewiß war Rousseau schon halb wahnsinnig, da er dieses Buch schrieb, und wie er es geworden, sieht man aus dem Promeneur solitaire. Traurig! traurig!“[30] Das ist noch keine glatte Ablehnung des ganzen Rousseau, und auch darin ist sie nicht zu sehen, daß Jacobi (an Lavater am 30. Januar 1790) die „Fortsetzung der Confessions de Rousseau“ „Wie lehrreich und wie abscheulich!“[31] nennt. Allerdings beschäftigte es ihn stark, daß der ehemals als größtes Genie der Franzosen von ihm Betrachtete nun Seiten zeigte, die den einstmaligen Verehrer abstießen. Auch gegen Georg Forster ließ er sich darüber aus (am 29. Juli 1790): „Die Art, wie Sie von Rousseau reden, als hätte in seinen Confessions eine *große Seele* sich preisgegeben, war mir nicht recht. Erbärmlich klein ist mir die Seele dieses Menschen, vornehmlich in den zwei letzten Bänden seiner Confessions erschienen. Er ist weit davon entfernt, zu glauben, daß er sich preisgebe; so wie er da steht, gefällt er sich selbst vor allen andern Menschen.“[32] Ehe sich die menschliche Schwäche Rousseaus vor Jacobi enthüllt hatte, dachte dieser nicht daran, jenem die Anerkennung auch nur irgendwie zu versagen. Im Gegenteil gibt er seiner Freude Ausdruck, von Dohm „Woldemar... bei Gelegenheit von Rousseau angeführt zu sehen. Es kann nichts richtiger seyn als diese Vergleichung.“ (An Georg Forster, 25. Oktober 1779.)[33] Ebenso heißt es in einer vom

[30] JaB I, 356.
[31] JaB II, 15.
[32] JaB II, 37 f.
[33] JaB I, 293.

Jahre 1776 stammenden, aber unterdrückten Note zu einem Brief aus dem „Allwill“: „Rousseau (dessen Unterredung über die Romane vor der neuen Heloise... so Manches enthält, was diesen Briefen trefflich zu Statten käme) soll für mich sprechen“.[34] Also noch über die entscheidenden Jahre des Sturms und Drangs hinaus eine volle Bejahung Rousseaus. Jacobis kritische Bemerkungen über den „Contrat social“, die nach der Enttäuschung über die „Confessions“ entstanden sind, verleugnen eine gewisse Bewunderung für Rousseau nicht, wenn auch die Grundeinstellung jetzt aus sachlichen Erwägungen ablehnend ist: „Conclusion: que le contrat social, comme système, est un ouvrage superficiellement profond, et profondément superficiel, ce qui fait un très mauvais ouvrage“ (an Rehberg, 28. November 1791).[35] Daß allerdings Jacobi nicht nur menschlich enttäuscht sich von Rousseau schließlich abwandte, sondern ihn auch philosophisch überwunden hatte, zeigen die Worte aus der berühmten Antrittsrede aus dem Jahre 1807 in der Münchener Akademie der Wissenschaften „Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck“: „Dieser feurige Redner (Rousseau), und fast alle, die nach ihm denselben Stoff (die Überwindung der rationalen Kultur) behandelt haben, sahen selbst nur im Lichte des Verstandes, und so mußte ihnen die Lösung des Knotens unmöglich bleiben“.[36] Hier ist der Stern erloschen, der dem jungen Jacobi in Genf aufgegangen war, und der noch lange Jahre über den Genfer Aufenthalt hinaus geleuchtet hatte, solange ungefähr, wie die Sturm-und-Drang-Epoche währte.

Rückschauend auf die Genfer Zeit konnte Jacobi später sagen: „So verstrichen mir zwey der glücklichsten, und

---

[34] JaB I, 239. — Jacobi schwärmte ganz besonders für die „Nouvelle Heloise“, die er als ein „göttliches Buch“ bezeichnete. (An Wieland, 2. XII. 1771. JaB I, 54 f.)

[35] JaB II, 71.

[36] JW VI, 48.

gewiß der fruchtbarsten Jahre meines Lebens".[37] So muß es in der Tat gewesen sein, denn der Jacobi, der nun nach Düsseldorf heimkehrte, war ein anderer Mensch geworden. Seine geistigen Interessen hatten einen so hohen Grad erreicht, daß er sich „unter die medicinische Facultät begeben"[38] und zu Hause um Erlaubnis zu weiterem Studium auf einer englischen Universität nachgesucht hatte. Die Einwilligung wurde nicht gegeben, und so sah er sich auf private Studien in der Heimat beschränkt. Wie sehr er an der in Genf aufgenommenen philosophischen Beschäftigung hing, zeigt jener (vom 14. Januar 1788 stammende, an einen unbekannten oder nur fingierten Adressaten gegebene) Bericht über eine Episode der Heimfahrt: „Da ich von Genf zurückkam, hatte ich zwei Koffer, größtentheils mit Büchern angefüllt. Auf dem Rhein, bei einer Gelegenheit, wo Gefahr war, ließen alle Reisende sich ans Land setzen; ich blieb bei meinen Büchern, weil ich keine Möglichkeit sah, mir in den ersten Jahren neue zu verschaffen, und ohne sie nicht leben mochte."[39]

[37] JW II, 183.
[38] JW II, 183.
[39] JaB I, 442.

2. Kapitel.

Die Zeit von der Rückkehr Jacobis aus Genf (1761) bis zur Bekanntschaft mit Wieland (1770) ist arm an Überlieferung. Die geistige Entwicklung setzte sich fort in den Bahnen, in die sie von dem ersten einflußreichen Anreger, Lesage, gelenkt worden war. Die philosophische Lektüre wurde gepflegt, unter anderem wirkte sich die Bekanntschaft mit Kants und Mendelssohns Lösungen der Preisaufgabe der Berliner Akademie über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften anregend aus, dahingehend, daß ein vertrauteres Studium desjenigen Philosophen einsetzte, der in der ganzen Sturm- und Drangbewegung, wie auch im Denken des hier behandelten Vertreters eine so große Rolle spielte, Spinozas.[1] Jedoch stellte das äußere Leben an Jacobi Anforderungen, die seine Kräfte auf anderen Gebieten fast voll in Anspruch nehmen mußten. Die günstige Entwicklung des Sohnes hatte den Vater nicht zu bewegen vermocht, zu einem wissenschaftlichen Berufe seine Zustimmung zu geben. Jedoch hatte sich das Vertrauen zu den Fähigkeiten des Sohnes bei Johann Conrad Jacobi so gefestigt, daß er ihm bald nach dem Eintritt in das Geschäft dieses ganz übertrug. Die Fesselung Jacobis an ein bürgerliches Dasein fand ihre Vollendung in der Verheiratung des 21jährigen mit Helene Elisabeth von Clermont aus Vaels bei Aachen im Juli 1764. Über diese Ehe mit Betty, wie sie allgemein genannt wurde, ist viel

---

[1] JW II, 187.

Schönes und Gutes gesagt worden, und in der Tat kann man, soweit dem Außenstehenden das überhaupt zusteht, sie als sehr glücklich bezeichnen. Ein Niederschlag der Harmonie zwischen den Gatten findet sich in Jacobis Romanen. Eine fast problemlose Heiterkeit ruht über dem Verhältnis der beiden, wozu die innere Feinheit und große Anpassungsfähigkeit Jacobis wohl ein gut Teil beigetragen haben. Betty starb nach 20jähriger Ehe am 8. Februar 1784. Gelegentlich des „Allwill" und „Woldemar" wird sie uns noch beschäftigen. Sie ist vielleicht, neben den Berufspflichten Jacobis, die Veranlassung dafür, daß in den Jahren 1764 bis 1770 Jacobi nach außen sich wenig bemerkbar macht — sofern man nicht ein rein zufälliges Aussetzen der Überlieferung annehmen will.

Über diese Überlieferung muß ein Wort gesagt werden. Ein großer Teil der Nachrichten über Jacobi wird seit Beginn der Forschung über ihn aus dem „Auserlesenen Briefwechsel", den Friedrich Roth (der als erster auch eine Biographie Jacobis geplant zu haben scheint) [2] 1825/27 bei Fleischer in Leipzig herausgab, gezogen. Besonders für die Zeit bis zur Bekanntschaft mit Goethe ist man im wesentlichen auf diese Briefsammlung angewiesen. Die Grundsätze Fr. Roths waren aber nicht diejenigen eines wissenschaftlichen oder gar literarhistorischen Brief-Editors. [3] Roth wollte dem erst unlängst verstorbenen Freunde ein Denkmal setzen, von dem, um des beabsichtigten klaren und erhebenden Eindrucks willen, eine Menge Beiwerk fernbleiben mußte, das uns heute wichtig wäre. Viele Briefe sind nur auszugsweise wiedergegeben, stark persönlich gefärbte Dokumente wurden überhaupt ferngehalten. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist, daß R. Zoeppritz

[2] Schlichtegroll, v. Weiller u. Thiersch, F. H. Jacobi, München 1819, S. 5.

[3] Vgl. dazu die Bemerkungen bei Rudolf Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, zwei Bände, Leipzig 1869, Bd. I, S. 3 ff.

in seiner Nachlese: „Aus F. H. Jacobis Nachlaß“, 2 Bde., Leipzig 1869, Briefstellen[4] abdrucken konnte, die im „Auserlesenen Briefwechsel“ bei den betreffenden Briefen[5] fehlen. Auch Briefe, die Jacobi selbst in der Sammlung seiner Werke bereits veröffentlicht hatte, wiesen eine so starke Umredaktion auf, daß Zoeppritz sie mit Recht nochmals in seiner Nachlese veröffentlichte.[6] Ein Vorwurf bewußter Fälschung ist gegen Roths Edition nicht zu erheben, zumal sich der langjährige Freund Jacobis auf dessen Editionsmethode berufen konnte. Diese letztere soll nicht gewertet, sondern vor allem erkannt, und stets da berücksichtigt werden, wo man einen Mangel in der Überlieferung verspürt. Sicher ist, daß uns in dem „Auserlesenen Briefwechsel“ manche Charakterzüge der Personen, manche Meinungsäußerungen, vielleicht auch manche Begebenheiten auf Grund der Editionsmethode vorenthalten werden. Verhältnismäßig günstig liegen die Dinge hinsichtlich des als reichhaltig zu bezeichnenden Briefmaterials aus dem Verkehr Jacobis mit Wieland.

Erst die Bekanntschaft mit diesem Manne bringt das Interesse Jacobis an der Literatur im weiteren Sinne wieder in raschere Bewegung. W i e l a n d setzt, wenn man es ganz allgemein auffaßt, die erzieherische Tätigkeit Lesages fort. Er ist der zweite der einflußreichen Anreger, deren Jacobi ja stets so sehr bedurfte. Und unter seinem Einfluß entstanden auch die ersten schriftstellerischen Leistungen, sein Zuspruch ermunterte Jacobi, zu produzieren. Unter diesem Gesichtspunkt gebührt dem Verhältnis Jacobis zu Wieland[7] eine eingehendere Betrachtung.

---

[4] Zoeppritz a. a. O. I, 44.

[5] JaB I, 311.

[6] Vgl. JW I, 337 ff. und Zoeppritz a. a. O. I, 27 ff.; JW I, 363 ff. und Zoeppritz a. a. O. I, 55 ff., und andere.

[7] Behandelt in großen Zügen von Ferd. Deycks, F. H. Jacobi im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe, Frankfurt a. M. 1848, S. 16—31.

Georg Jacobi, der ältere Bruder, stand schon seit Jahren in engen Beziehungen zu Wieland, der ihn als seinen „Lieblingsdichter“[8], seinen „eigenen Dichter“[9] zu bezeichnen pflegte. Durch Georg trat Fritz mit Wieland zunächst in brieflichen Verkehr, etwa Ende des Jahres 1770. Der erste überlieferte Brief Wielands an Jacobi, datiert Erfurt, den 16. November 1770[10], setzt noch keinen größeren schriftlichen Verkehr voraus, wie sich aus der ganzen Art Wielands, seiner sehr temperierten Anrede „mein liebenswürdiger Freund“, ergibt, wie auch daraus, daß Wieland von der „Entdeckung“ der „Verwandtschaft unserer Seelen“ spricht. Jacobi hatte Wieland für sich gewonnen, indem er dem 1768 erschienenen „Musarion, oder die Philosophie der Grazien“ ein anerkennendes Urteil und großes Lob brieflich hatte zuteil werden lassen. Die persönliche Bekanntschaft ließ nicht lange auf sich warten: Schon am 11. April 1771[11] gilt es Wieland als ausgemacht, Fritz in Bälde zu Ehrenbreitstein bei La Roches zu treffen. Am 13. Mai 1771[12] sahen sich Fritz Jacobi und Wieland zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht. Eine ausführliche Schilderung jenes empfindsamen Kongresses, dessen Häupter Wieland, die Brüder Jacobi, Leuchsenring und Sophie La Roche waren, gibt Fritz Jacobi dem Grafen von Chotek noch unter frischem Eindruck in einem Brief vom 16. Juni 1771.[13] Sein Enthusiasmus, der von Wieland bald so oft gerügt werden sollte, kannte schier keine Grenzen mehr. Er schreibt: ich hatte „mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges

[8] JaB I, 26.

[9] JaB I, 25.

[10] JaB I, 24.

[11] JaB I, 26.

[12] Das Datum 15. Mai in JaB I, 34 ist wohl ein Lesefehler des Setzers aus 13., wie sich aus JaB I, 37 entnehmen läßt.

[13] JaB I, 33 ff. Es sollte auch ein „gedruckter Brief“ über das Zusammentreffen in Ehrenbreitstein herausgegeben werden (vgl. JaB I, 41).

Leben Tand".[14] Auch das Verhältnis zu Wieland wurde durch den empfindsamen Ton bestimmt, der hier in Reinkultur gepflegt wurde. Eine wirkliche Kenntnis der gegenseitigen Charaktere war für die neuen Freunde nicht möglich, jedenfalls aber für Jacobi schwerer, als für den zehn Jahre älteren und verstandesmäßigeren Wieland. Überhaupt läßt sich das Verhältnis zweier im Grunde so verschiedener Naturen nur verstehen, wenn man die ausgleichende und verwischende Wirkung jener süßlich-empfindsamen Verkehrsformen, die uns heute so unwürdig und abstoßend erscheinen, genügend hoch anschlägt. — Nachdem Wieland mit den beiden Jacobis einen Abstecher nach deren Heimat gemacht und dort fröhliche Tage verlebt hatte[15], kehrte er mit Fritz Jacobi nach Ehrenbreitstein zurück, das er am 27. Mai endgültig verließ. Jacobi selbst trat am 29. Mai die Rückfahrt nach Düsseldorf an[16], erfüllt von herzlichen Empfindungen für die neuen Freunde, abgesehen von Wieland, besonders für Frau La Roche.

Wieland hatte schon vor der persönlichen Bekanntschaft Jacobi Mut zu machen gesucht zu schriftstellerischer Tätigkeit. Zunächst war Wieland der französische Vorbericht zu den Übersetzungen einiger Werke Georg Jacobis[17], beides von Fritz Jacobi verfaßt, bekannt geworden, worauf er sich verpflichtet fühlte, Fritz zu „sagen, wie sehr Sie mit den Talenten, die Sie haben, verbunden sind, ein Schriftsteller für unsere Nation zu werden".[18] Am 13. August 1771 erhielt Wieland die Übersetzungen, die Fritz verfertigt

---

[14] JaB I, 41.

[15] Adolf Bach, Aus dem Kreise der Sophie La Roche, Köln 1924, S. 18 f.

[16] Der Brief Jacobis an Wieland, Düsseldorf d. 28. Mai 1771, ist vermutlich falsch datiert und gehört in das Jahr 1772.

[17] Paris 1771, zwei Bde., ohne Angabe des Übersetzers.

[18] JaB I, 26.

hatte, selbst, und knüpft bei dieser Gelegenheit nochmals an den günstigen Eindruck an, den die Vorrede ihm gemacht hatte: „Diese Vorrede ist ein Beweis, was für ein großer Schriftsteller der werden könnte, der sie geschrieben hat, wenn er sich entschließen wollte, Schriftsteller zu sein. Überall zeichnet der Verfasser seine Gedanken mit der Kühnheit und zugleich mit der Richtigkeit und Leichtigkeit einer Meisterhand.“[19] Die Übersetzung selbst, die Jacobi auf Grund seines Schweizer Aufenthaltes in sehr gutem Französisch liefern konnte, fand ebenfalls den vollen Beifall Wielands, der ein sach- und sprachkundiger Beurteiler sein konnte. Er findet „Wahrheit, Wärme, Leben, Geist und Grazie darin“, und glaubt „selbst von der zauberischen Musik der Verse... einen sanft verflossenen Nachhall wie aus tiefer Ferne zu hören“.[20] Jacobi konnte wohl zufrieden sein mit dem ihm gespendeten Beifall. Er fühlte sich durch Wielands Lob für die Mühe der Arbeit reichlich entschädigt, zu dem freigebig applaudierenden Kritiker aber lebhaft hingezogen. Heftige Freundschafts- und Bewunderungssergüsse veranlassen Wieland immer wieder zu Ermahnungen, seinen Enthusiasmus zu mäßigen. Schon am 11. April 1771 hatte Wieland erklärt, daß er „wirklich schon ein alter Knabe“ sei, und daß er Jacobi zu den „jungen Enthusiasten“ rechne, deren hohen Flügen er nicht immer zu folgen imstande sei.[21] Er lehnte deshalb auch die Veröffentlichung eines „Gedichtes an das Publikum“ von Fritz Jacobi ab[22], in welchem er gegen einen Rezensenten[23]

---

[19] JaB I. 47.

[20] JaB I. 47.

[21] JaB I, 26.

[22] Daß es von Jacobi stammt, ist wohl dem Satz Wielands zu entnehmen: „Sie liebe ich von Herzen um des Eifers willen, womit Sie sich meiner Sache annahmen“ (JaB I, 27).

[23] Auch später nahm sich Jacobi des „gekränkten Ruhmes“ seines Freundes gegen einen Rezensenten an; vgl. JaB I. 56 f.

in Schutz genommen wurde, da ihm der Eifer, mit dem für ihn Partei ergriffen wurde, sichtlich unangenehm war. Ebenso erklärt er, mit der Absicht, die ihm gezollte Bewunderung zu dämpfen: „Je suis fort eloigné de me croire un homme aussi important, que vous paroissez l'imaginer“.[24] Wieland machte sich im Grunde keine falschen Vorstellungen über seinen jungen Freund. Jacobi täuschte sich dagegen doch in der Art Wielands. Er suchte mehr Gefühl, Innerlichkeit, oder wie man es nennen will, bei Wieland, als dort gegeben werden konnte. Er verlangte eine Empfindsamkeit, die ihm meist und Wieland selten lag; allerdings lehnte er eine Sentimentalität, wie sie durch den ihnen gemeinsam bekannten Leuchsenring vertreten wurde, ab. Darauf bezüglich äußert er sich gegen Sophie La Roche: „Si je me moque un peu de ces bonnes gens, ma chère Sophie, c'est que je me sens une aversion invincible, contre toutes les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles. Il faut marcher avec la nature; und die simpeln und reinen Empfindungen, die sie giebt, mit soviel Feuer und Stärke aufnehmen, als sie einem ein Herz dazu gegeben hat, aber keine neuen erfinden wollen.“[25] Ein Satz, der einem Schüler Rousseaus und einem Glied der Sturm- und Drang-Bewegung wohl ansteht. Hält man dagegen die exaltierten Zeilen eines andern Briefes[26] an Sophie La Roche, der sicher nicht der einzige seiner Art gewesen ist, so muß man Jacobi, vom heutigen Standpunkt in bezug auf das „marcher avec la nature“, der Inkonsequenz zeihen. Wieland versuchte immer wieder die extreme Empfindungsart Jacobis auf ein unproblematisches Mittelmaß zurückzuführen, ohne freilich viel Glück damit zu haben. Aber man spürt aus vielen seiner Briefe die Bemühung um einen Einfluß in

[24] 26. Aug. 1771, JaB I, 53.

[25] 17. VI. 1771, JaB I, 44, ähnlich an Wieland, 24. VIII. 1771, JaB I, 50.

[26] Vom 9. X. 1773, JaB I, 146 ff.

dieser Richtung auf Jacobi. Er sagt schon im ersten Jahre der gegenseitigen Beziehungen einmal „Souffrez que je vous conjure d'être un peu plus sur vos gardes contre le feu de votre tempérament et la chaleur de votre imagination“.[27] Dabei kann man annehmen, daß sich Wieland tatsächlich über den Charakter wie über die Talente seines Freundes keine falschen Vorstellungen machte, wie umgekehrt Jacobi Wieland entschieden anders, als er war, einschätzte, um von ihm auf die Dauer nicht enttäuscht zu werden. Eine der schönsten und treffendsten Bemerkungen Wielands über seine Einschätzung des Verhältnisses zu Jacobi — wenn sie auch recht allgemein gehalten ist — findet sich in seinem Brief vom 26. August 1771: „Je vous aime parce que je vous trouve un de ces hommes qu'on ne voit que très-rarement; parce que vous avez de la tête et du cœur; parce que vous joignez l'enthousiasme du beau au discernement du vrai; enfin; parce que vous avez l'imagination d'un poète, le coup d'œil d'un philosophe, et de l'esprit comme — un démon“.[28] Trotz dieser persönlichen Anerkennung blieb Wieland sich und seinen Anschauungen treu, treu bis zu einem kalten und bestimmten Entweder-Oder, das mehr als einmal die beiderseitigen Beziehungen zu beenden drohte. Vorerst lagen jedoch noch keine Anlässe vor, die zu einem Aufeinanderprallen der Meinungen hätten führen können. Im literarischen Geschmack waren sich die beiden Freunde einig. Ernsthaft und systematisch philosophiert wurde nicht zwischen ihnen, sonst hätten sich vielleicht schon eher Reibungspunkte ergeben.

Es entsprach der Zeit, in welcher die Literatur eine so große und ausschließliche Rolle im Dasein des einzelnen als auch im gesellschaftlichen Leben spielte, wie heute etwa Politik und Wirtschaft, daß sich Jacobi durch einen

---

[27] 26. VIII. 1771, JaB I, 53 f.
[28] JaB I, 53.

literarischen Brief einführte. Dies lag um so mehr nahe, als der Adressat selbst einer der angesehensten Schriftsteller war. In der Folge entwickelte sich der Briefwechsel zwischen Jacobi und Wieland aus beiden angeführten Gründen ziemlich konsequent rein literarisch. Beide Teile geben Eindrücke ihrer Lektüre, Bücher von zeitlichem oder dauernderem Werte finden sich häufig zitiert. Um einen Überblick über die Lektüre Jacobis zu gewinnen, reichen die Angaben jedoch keineswegs aus. Man muß annehmen, daß nicht jedes gelesene Buch im Briefwechsel erscheint, ferner berücksichtigen, daß die bekannten Briefe nur einen geringen Bruchteil der Korrespondenz darstellen, da wir wissen, daß eine Zeitlang wöchentlich zwei Schreiben hin und her gingen.[29] Es sind nur bekannt aus der Zeit bis zur persönlichen Bekanntschaft Goethes und Jacobis aus aus dem Jahre

1770: 1 Brief von Wieland an Jacobi,
— „ „ Jacobi „ Wieland,
1771: 6 von Wieland an Jacobi, 2 von Jacobi an Wieland
1772: 4 „ „ „ „ 8 „ „ „ „
1773: 9 „ „ „ „ 6 „ „ „ „
1774: 4 „ „ „ „ 1 „ „ „ „
(bis Juli einschließlich)

(sämtlich abgedruckt in JaB I). — Einen breiten Raum nehmen natürlich die Äußerungen über Wielands eigene Werke ein. Es muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß Fritz Jacobi die bis zum Jahre 1770 und auch später erschienenen Dichtungen Wielands, die im Briefwechsel nicht berührt werden, gekannt hat. Die empfindsame Tagung in Ehrenbreitstein wurde von Wieland und Jacobi zu einer Revision der „Grazien“ benutzt. Wieland selbst konstatiert, daß in diesem Buche „sehr plattes Zeug mit unterläuft“, und so wurde in Ehrenbreitstein „beinahe

[29] JaB I. 90.

der vierte Theil weggestrichen".[30] Ein gut halb Jahr später erhielt Jacobi das also revidierte Exemplar des Buches zu nochmaliger Durchsicht zugesandt. Noch größer war die Mühe, die für die neue Auflage des „Agathon" aufgewandt wurde. Das Interesse Jacobis für dieses Hauptwerk seines Freundes erstreckte sich sowohl auf das rein geistige, wie auf das materielle Problem der Neuauflage. Das Manuskript wird am 20. August 1772 als angekommen gemeldet. Die Ausstände, die Jacobi an dem Werke macht, sind im wesentlichen dieselben, die, wohl unabhängig von ihm, nach ihm immer wieder gemacht wurden und mit Recht gemacht werden. Es ist das Schwanken zwischen Ernst und Ironie, das oft einen einheitlich-bestimmten Eindruck verhindert, es ist die ausführliche und wohlwollende Breite der sophistischen Lehre des Hippias, dem gegenüber Archytas „etwas zu spät, um dieß wieder gut zu machen"[31], eingeführt wird, es ist der Anschein, „die Sache der Tugend auf einer zu schwachen Seite" zu vertreten.[32] Wieland zeigte sich im einzelnen durchaus entgegenkommend, indem er erklärte: „Ich habe, einigen von Ihren Bemerkungen zufolge, die Stellen ausgestrichen, die Ihnen anstößig waren, und verschiedenen andern, wie ich hoffe, durch kleine Abänderungen geholfen".[33] Im Prinzip jedoch wollte er nicht von seiner Methode lassen, denn er meint, er müsse seine persönliche Art als Schriftsteller damit aufgeben: „Verbieten Sie dem Verfasser die feinen Züge, welche in einem schiefen Kopfe zu schiefen Zügen werden, was wird übrig bleiben?"[34] In der Tat erscheint die Neuauflage des „Agathon" vom Jahre 1773 als eine mehr stilistische, denn als innere Umarbeitung. Letzteres war erst der Auf-

---

[30] JaB I, 56.
[31] JaB I, 74.
[32] JaB I, 82.
[33] JaB I, 95.
[34] JaB I, 96.

lage von 1794 vorbehalten.[35] Um Wieland zu einem guten Erfolge zu verhelfen, beabsichtigte Jacobi eine Ausgabe auf Subskription, deren Finanzierung er übernehmen wollte. So schreibt er an Sophie La Roche: „Le projet de publier l'histoire d'Agathon par souscription, vous aura été communiqué sans doute par l'auteur de ce chef-d'œuvre... Si cette affaire là ne vaut pas pour le moins 3000 écus à Wieland, je ne suis qu'un sot".[36] Und Joh. Heinr. Merck berichtet an den Prof. Höpfner in Gießen: „Wieland giebt nächstens seinen Agathon verändert und in prächtigem Format heraus; ...Fritz Jacobi zu Düsseldorf schießt die Kosten darzu her, u. es wird nur auf Souscription gedrukt".[37] Indes erschien der „Agathon" 1773 in vier Bänden bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig.

Von „Der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian"[38] erhielt Jacobi ein Exemplar durch Wieland zugesandt, wie aus der Empfangsbestätigung[39] des vierten Teils des Werkes hervorgeht. Die Wieland für „künftige Woche" versprochenen „Gedanken darüber"[40] sind nicht erhalten.

Am 28. Oktober 1772 bestätigt Jacobi den Empfang eines Bruchstückes von „Der verklagte Amor". Seine Kritik bewegt sich in lobenden Tönen, vielleicht um seine Bitte um Vollendung des Gedichtes dadurch dringlicher zu machen. Er zweifelt, „ob je ein Erdensohn in eine lachende Miene und so wenig Worte so viel wahre Philosophie zusammengedrängt habe".[41]

---

[35] Vgl. Otto Freise, Die drei Fassungen des Agathon, Göttingen (Diss.) 1910.

[36] 18. I. 1772, JaB I, 64 f.

[37] Anf. Febr. 1772; Wolff II, 25.

[38] Erschien 1772.

[39] JaB I, 29; aber wohl nicht vom 28. Mai 1771, wie der Briefwechsel datiert, sondern 1772. Vgl. Kap. 2, Anm. 16.

[40] JaB I, 29.

[41] JaB I, 91.

Eine Ankündigung seiner „Alceste“ gibt Wieland am 4. Dezember 1772, wo er sie als bis zum fünften Akt fertig bezeichnet, an welchem er „unterliege“.[42] Am 14. Dezember spricht sich Jacobi über das Singspiel mit größtem Enthusiasmus aus: „Ihre Alceste, mein liebster Wieland, ist zu schön, als daß ich Ihnen aus einer so weiten Entfernung den Eindruck, den sie auf mich gemacht, sagen könnte“.[43] Der Meinungsaustausch über „Agathon“, den „verklagten Amor“ und die „Alceste“ fällt schon in jene Zeit, wo Jacobi endgültig zu einer aktiven literarischen Tätigkeit verpflichtet werden sollte durch ein Projekt, dessen Urheber er selbst war: Die Herausgabe einer Zeitschrift, des „Teutschen Merkur“. Wiederum, wie bei der geplanten Ausgabe des „Agathon“, war beabsichtigt, sowohl Redaktion und Verlag selbst zu führen. Wieland hatte sogar ein buchhändlerisches Unternehmen im Auge, das von ihm, den Brüdern Jacobi und einem gewissen Bärstecher geleitet werden und einen regelrechten Buchverlag bilden sollte. Er schreibt darüber: „Wir würden uns zum Grundgesetze machen, schön und correct zu drucken, wohlfeile Preise zu machen, und die guten Autoren besser als irgend ein deutscher Verleger zu bezahlen... Besonders würden wir die vortrefflichen Genien an uns ziehen, welche erst vor Kurzem zu glänzen angefangen haben, und von denen noch große Dinge zu erwarten sind, z. B. eines Herder, eines Kant, Garve, Schlosser.“[44] Man sieht, ein Plan, der verdient hätte, ausgeführt zu werden. Jacobi griff ihn mit Freuden auf, und schlug eine Erweiterung des Redaktionsstabes durch einen Doktor Brinkmann in Düsseldorf und vielleicht noch Gleim vor. Doch ist aus der Sache nichts geworden. Dagegen wurde das Unternehmen einer Zeitschriftengründung von Erfolg begleitet. Jacobi, der der

[42] JaB I, 104.
[43] JaB I, 104.
[44] 19. VI. 1772, JaB I, 66.

ursprüngliche Anreger gewesen zu sein scheint, äußert sich am 10. August 1772 zu Wieland: „Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz aus schrieb, müßte ein Ding seyn wie der Mercure de France. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde.“[45] Der Aufenthalt in Coblenz, gelegentlich dessen Jacobi an Wieland schon über das Thema geschrieben hatte, ist nicht feststellbar, fällt aber vielleicht in dieselbe Zeit, wo Jacobi sich in seinem Bekanntenkreis für die „Gazette littéraire de Francfort“ einsetzte und die Erfahrung machte: „Il n'y a personne ici qui (en) veuille“[46], so daß ihm dadurch der Gedanke einer eigenen Zeitschriftengründung gekommen sein könnte. Wieland äußerte sich ganz allgemein zustimmend, ohne sich anscheinend vorerst für die Einzelheiten zu interessieren. Jacobi schlägt (20. August 1772) Lessing, Herder und Möser als Mitarbeiter vor, und bittet Wieland, einen besseren Titel als „Deutscher Merkur“ zu ersinnen. Ende des Jahres 1772 wird auch Sophie La Roche in die Pläne eingeweiht (sofern sie nicht bei jenem oben erwähnten unbestimmten Coblenzer Aufenthalt Jacobis eine Rolle in der Sache gespielt hat), um Nennung von etwa in Betracht kommenden Mitarbeitern gebeten, und sie schlägt den Darmstädter Kriegsrat und Freund Goethes, Joh. Heinr. Merck, vor. Durch Vermittlung von Frau La Roche erhält er von Jacobi eine schriftliche Aufforderung zur Mitarbeit, begleitet von einem Empfehlungsschreiben der Freundin. Wir treffen hier die Vorbereitungen zum „Teutschen Merkur“ schon in einem vorgerückten Stadium. Doch noch immer will sich Jacobi nicht recht entschließen, regelmäßig selbst Beiträge zu liefern. Er meint: „Meine Geschäfte[47] erlauben

[45] JaB I, 68.

[46] 18. I. 1772, JaB I, 65.

[47] Seit Januar 1772 war Jacobi Rat bei der jülich-bergischen Hofkammer für das Zollwesen.

mir nicht, sehr viel selbst zu schreiben; es geschieht mir also ein großer Dienst, wenn mir fertige Stücke mitgetheilt werden, und ich werde, nach Maßgabe der Umstände und des Werthes der Arbeit, das ausgesetzte Honorarium aus meiner eigenen Börse vergrößern".[48] Merck meldet nach Verlauf von zwei Monaten an Wieland, daß er sehr gern mitarbeiten wolle (wovon S. la Roche vielleicht schon unterrichtet war, als sie ihn vorschlug), und daß er nur auf eine Aufforderung gewartet habe. Er fährt fort: „Hr. Jacobi wird Ihnen mein Manuscript Wesen zugeschickt haben. Lachen Sie immer über das Närrische Zeug. Hier lege ich Ihnen noch allerley Piecen bey, die ich zum Theil verlegt, componirt und edirt habe".[49] Jacobi vermerkt „zwei Pakete mit Manuscript von Merk" als am 17. Februar 1773 eingegangen. Er sendet aus der Menge der Artikel nur drei an Wieland weiter, da er die andern für undienlich hält. Mit Titel erwähnt er nur ein „Schreiben des Landedelmannes" — ob es das Manuskript des im „Teutschen Merkur" erschienenen Artikels im IV. Stück des Jahrganges 1778[50], oder desjenigen im III. Stück des Jahrganges 1780[51], oder eines überhaupt nicht gedruckten Beitrages ist, bleibt ungewiß. Sollte jedoch das von Jacobi erwähnte Manuskript mit einem der beiden (1778 oder 1780) veröffentlichten Artikel identisch sein, so wäre der lange Zeitraum zwischen Einsendung und Veröffentlichung, selbst wenn man eine Umarbeitung des Artikels durch Merck annimmt, sehr verwunderlich. Berücksichtigt man außerdem, daß der erste Beitrag Mercks im „Teutschen Merkur" erst im I. Stück des Jahrgangs 1776 erscheint, so hat man den Eindruck, daß Jacobi überhaupt kein Beitrag von Merck gefiel, und daß

---

[48] 29. XI. 1772 an S. la Roche, JaB I, 101.

[49] 1. II. 1773; Wolff II, 36.

[50] „Schreiben eines Landedelmanns über eine Stelle aus dem dritten Theil der Könige von Scheschian an R. R. L. M. in A."

[51] „Schreiben eines Landedelmanns aus dem pais de Vaud."

er Veröffentlichungen Mercks verhinderte, solange sein Interessse und sein Einfluß am Merkur noch anhielten. Die wirkliche Stellung Jacobis zu Merck ist nicht sehr durchsichtig, da anscheinend Rücksichten auf Sophie La Roche und andere vorlagen, die Jacobi in seiner Offenheit beschränkten. Bei dem Verhältnis zu Goethe wird darauf zurückzukommen sein. Jacobi schickte eifrig weiteres Material an Wieland — drei Pakete erhielt dieser z. B. am 12. März 1773 —, so daß Wieland das Unternehmen über den Kopf zu wachsen schien, und er meinte: „Ich bin des Merkurs schon satt, ehe er noch angegangen ist".[52] Das erste Heft war zusammengestellt; Wieland hatte schon hier das zutreffende Gefühl, daß er und Jacobi in Zukunft des öfteren „in... Ideen und Gesinnungen divergiren"[53] würden, und daß sie sich, um dies zu verhüten oder auszugleichen, „wenigstens alle Wochen ein paar Mal sprechen"[54] müßten. Wie richtig Wieland Jacobi hier wieder einschätzte — abgesehen von der Erkenntnis der allgemeinen Tatsache, daß mehrere Herausgeber einer Sache nicht immer einig sein können —, zeigte sich durch einen unglücklichen Zufall schon kurz vor der Ausgabe des 2. Bandes des Merkur. Indes wurde der 1. Band von Jacobi mit recht großem Vergnügen in Empfang genommen. Die Vorrede Wielands zu dem neuen Unternehmen „übersteigt alles, was ich erwartet hatte; was viel gesagt ist"[55], meint er. Auch den Epilog zu den Gedichten findet er „vortrefflich in seiner Art". Seine Ansicht ist: „es war nicht möglich, uns mit einer bescheideneren Würde bei dem Publicum einzuführen".[56] Seine Ausstellungen beziehen sich allein auf das Äußere der Zeitschrift, es „dürfte wohl etwas nied-

[52] JaB I, 111.
[53] JaB I, 111.
[54] JaB I, 111.
[55] JaB I, 114.
[56] JaB I, 114.

licher seyn... Zu Paris, wohin fünf Exemplare unseres Journals gehen, wird man sagen: mon Dieu, que cela est gothique!"[57] Daß auch andernorts an dem Unternehmen Kritik geübt wurde, geht aus Wielands Brief vom 4. Juni 1773 hervor, wo er schreibt: „Ich hoffe, das ehrsame Publicum soll mit dem zweiten Theile des Merkurs etwas besser als mit dem ersten zufrieden seyn".[58] Jacobi hatte zu letzterem auch einen Beitrag beigesteuert: „Betrachtung über die von Herrn Herder in seiner Abhandlung vom Ursprung der Sprache vorgelegte genetische Erklärung der thierischen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe".[59] Jacobi konnte sich auf dieses in das Gebiet der Naturwissenschaften fallende Thema — ein solches hat er später nie mehr gewählt — nur einlassen auf Grund seiner Studien der Schriften Bonnets; zu einem festen Ergebnis kam er nicht.[60] Auf einen weiteren Beitrag kommt Wieland am 4. Juni 1773 zu sprechen: „Ich bin mit Ihrem zweiten und dritten Briefe sehr zufrieden. Ich denke, in diesen Briefen haben Sie gerade den Geschmack der meisten Leser, und die angemessenste Methode, Licht und Wärme in diese truncos ficulneos hineinzubringen, getroffen."[61] Die Arbeit, die Wieland hier erwähnt, sind die „Briefe an eine junge Dame"[62], die der Kanonikus v. Pauw in Xanten „aussi instructives que galantes"[63] fand, welche im nächsten Stück des Merkur erscheinen sollten, und auch gebracht wurden. Dieser Band des Merkur brachte das erste Zerwürfnis zwischen den Herausgebern, die beiderseitige Mißstimmung

[57] JaB I, 114.
[58] JaB I, 115.
[59] JW VI, 243—264.
[60] Vgl. Isenberg a. a. O., S. 41.
[61] JaB I, 116.
[62] Teutscher Merkur 2. Bd., 1., 2., 3. Stück (nicht in die Werke aufgenommen).
[63] JaB I. 141.

dauerte etwa vier Wochen an. Jacobi machte Wieland darauf aufmerksam, daß die Figur des Herrn Säugling in Nicolais Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker“[64] eine Karikatur seines Bruders Georg sei. Wieland muß gestehen (am 16. Juli 1773), daß ihm die Augen verschlossen waren und er es nicht gemerkt hat. Was schlimm daran war, war der Umstand, daß Nicolais Roman eine von Wieland selbst verfaßte günstige Kritik bekommen sollte in dem bevorstehenden Band des Merkurs: „Nun, mein liebster Fritz, ist das Übel geschehen; Sebaldus ist im Merkur gelobt; die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen“.[65] Wieland suchte das fatale Vorkommnis Jacobi mundgerecht zu machen, indem er allerlei mildernde Umstände für sich und seine Kurzsichtigkeit anführte, indem er die Figur des Säugling als „den liebenswürdigsten, edelsten Menschen von der Welt“[66] hinstellte, schließlich aber doch seine Stellung mit einem bestimmten „was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben“[67] hielt. Dem langen Besänftigungsschreiben Wielands fehlen natürlich nicht die so oft wiederkehrenden Mahnungen, nicht zu hitzig zu sein, nicht, „wo ein Sokrates nur lächelt oder ein Diogenes die Stirn runzelt, den Ajax (zu) machen und (zu) rasen“[68], aber Jacobi verhielt sich in seiner Empörung still. Wieland deutete dies Verhalten richtig, er wußte, daß die Auseinandersetzung von Jacobi fortgesetzt werden würde, und er mahnt deshalb: „bedenken Sie, daß es einen Grad von Schwachheit giebt, der die Hochachtung tödtet“.[69] So angegriffen, konnte Jacobi nicht länger schweigen. Nun

[64] Drei Bände, Berlin-Stettin 1773/76.
[65] JaB I, 117.
[66] JaB I, 118.
[67] JaB I, 117.
[68] JaB I, 119.
[69] 2. VIII. 1773, JaB I, 121.

ergießt sich die ganze Schale des Zorns noch einmal über Wieland. Jacobi ist aufgebracht, daß er von dem Aufenthalt Nicolais in Weimar nichts erfuhr, daß der Artikel über den „Nothanker“ nicht sofort aus dem Merkur entfernt wurde, daß Nikolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ zweimal im Merkur ein „im höchsten Grade anstößiges“, „uneingeschränktes Lob“ erhielt, daß Nicolai selbst „ein Mann von Verdienst“ genannt wurde, obwohl in seiner Zeitung „alle Achtung, die man dem Genie schuldig ist, ...faunisch unter die Füße getreten“[70] werde. Die persönliche Verärgerung Jacobis geht nun schon in eine scharfe Kritik des Merkur-Unternehmens selbst über. Es mache den Eindruck, als hätte es die Protektion von Nicolai nötig, es teile alberne Lobsprüche aus, indem es die unbedeutenden Historiker Schirach und Schröckh mit Tacitus und Livius vergleiche. „Um des Himmels willen, mein liebster Wieland, wir sind doch wohl nicht dazu berufen, das tausendjährige Reich zu stiften?... soll er (der Merkur) ein Complimenten-Magazin, ein Landhaus seyn, worin man allen vorbei reitenden und fahrenden Bekanntschaften einen angenehmen Tag macht?“[71] Die Kritik Jacobis findet ihre Krone in dem Satz: „mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Thal“.[72] Mit solcher Schärfe hatte sich Jacobi verausgabt. Schon nach drei Tagen schickt er seinem Schreiben ein zweites nach, in anderem, sanfterem Ton. Sein Zorn ist fast verraucht, er wünscht sich mit Wieland wieder „in einen Verstand zu bringen, wie man hier zu sagen pflegt“.[73] Der große temperamentvolle Anklagebrief Jacobis verärgerte Wieland nicht wenig. Die Tatsache, daß der „Nothanker“ im Merkur von ihm gelobt war, ließ sich nun einmal nicht aus der

[70] JaB I, 125.
[71] JaB I, 127.
[72] JaB I, 127.
[73] JaB I, 130.

Welt schaffen; so suchte er denn sein Verhalten damit zu rechtfertigen, daß er die Qualität des Nicolaischen Romans als hoch und die Personalsatire auf Georg Jacobi als unbedeutend hinstellte. Prinzipiell bemerkt er zu dem Vorfall: „Ich hasse nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke eine Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen".[74] Trotzdem versteht er sich dazu, auch zu den andern von Jacobi berührten Punkten Stellung zu nehmen. Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" bleibt nach seinem Urteil „das beste Journal..., das wir haben". Er verteidigt seine Lobsprüche, wenn er auch zugibt, daß er sie zu reichlich ausgeteilt hat, weil er sich mit den besprochenen Werken nicht genügend beschäftigte. Grundsätzlich steht er aber auch hier auf dem Standpunkt: „Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe, mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. Was ich in meinem eigenen Namen schreibe, will ich vor der Welt verantworten."[75] Aus der ganzen Affäre erkennt Wieland, daß sich die Ansichten der beiden Herausgeber des Merkur zu sehr unterscheiden und ihre Persönlichkeiten zu wenig im Temperament zusammenpassen, als daß sie förderlich weiter miteinander arbeiten könnten. „Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wohl das Beste, was wir thun können."[76] Kaum hatte Wieland sein langes Verteidigungsschreiben beendet, als er es auch schon wieder vernichten wollte. Besonders stimmte ihn das sanftere Briefchen Jacobis um, das dem langen Zornerguß in kurzem Abstand

[74] JaB I, 131.
[75] JaB I, 135 f.
[76] JaB I, 137 f.

gefolgt war. Aus pädagogischen Gründen sendet er sein Schreiben jedoch ab: „...gleichwohl sollte Jacobi wissen, was für einen Effect seine große unartige Epistel auf mich gemacht hat; er sollt' es wissen, damit künftig nichts mehr dergleichen passire".[77] Auch empfindet Wieland das Verhältnis zu Jacobi nicht mehr als geradezu gebrochen, wie er in seinem langen Schreiben dargelegt, sondern nur noch in einem problematischen Schwebezustand, dem die beiderseitigen Beziehungen von Herz zu Herz wohl ein befriedigendes Ende zu machen imstande wären. Ein weiteres Schreiben Wielands bekräftigt diesen Eindruck noch mehr. Er wünscht, Jacobi möchte seinen „Genius unter den Gehorsam der Regeln bringen, ohne deren Beobachtung die Menschen unmöglich im Frieden mit einander leben können"[78], damit Wielands und Jacobis Köpfe ebenso miteinander harmonieren könnten, wie ihre Herzen. Der Streit, der einen Monat lang sich hinzog, ist damit (20. August 1773) beigelegt. Wieland war Sieger geblieben, wenn er sich auch aus Weltklugheit und Menschenkenntnis zu kleinen Konzessionen an die Gegenseite verstanden hatte. Ob das Verhältnis fortbestehen würde, war in die Hand des beleidigten Jacobi gelegt; er hatte, nachdem er seinem Zorn Luft gemacht hatte, die Hand zur Versöhnung bereit hingehalten. So schien das Verhältnis gefestigt aus dieser Probe hervorzugehen, wie es auch von Jacobi gehofft wurde. In Wirklichkeit sah Wieland aber doch klar darüber, daß es in Jacobi sehr wesentliche Züge gab, die er weder billigte, noch verstand, und an denen etwas zu ändern ihm nicht gegeben war. Der Welt der Empfindsamen stand er in seiner kühlen Art doch fern, wenn er ihren Umgang auch mit Vergnügen schon deshalb teilte, weil sich seine Freundin Sophie La Roche darunter befand. Ganz anders

---

[77] JaB I, 138 f.
[78] JaB I, 139 f.

Jacobi, der sich mit Begeisterung in das Treiben der Empfindsamen mischte und als einer ihrer Hauptvertreter angesprochen werden kann. Über einen Aufenthalt in Ehrenbreitstein im Herbst 1773, als er seiner von Frankfurt a. M. kommenden Frau nebst Johanna Fahlmer und seiner Stiefschwester Lotte entgegengereist war, verfertigte er ein „kleines Journal“, das er Wieland zusandte. Wir müssen bedauern, es nicht zu besitzen, denn es könnte ein kleines Musterbeispiel sentimentaler Tagebuchschriftstellerei gewesen sein. Für Wieland ist „ein guter Theil davon... — ein wenig arabisch“.[79] Er bedauert, daß er dem Enthusiasmus Jacobis nicht mehr folgen kann, er entschuldigt es als Folge seiner Verpflichtungen am Weimarer Hof, aber sein Bedauern klingt nicht überzeugend, und er fühlt das auch selbst. Er drückt es aus in der Vermutung, daß Jacobi an ihm manches rätselhaft erscheinen müsse. Jacobi sah die Kluft nicht, die ihn von Anfang an von Wieland trennte, aber er fühlte sie doch des öfteren aus der Art des Freundes heraus.

Doch noch hielt das gemeinsame Zeitschriftenunternehmen die beiden zusammen. Jacobi arbeitete an einem vierteiligen Artikel: „Briefe über die ‚Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois‘ par M. de Pauw“.[80] Der Kanonikus von Pauw in Xanten hatte ihm sein Werk, das mit der blind-anbetenden Bewunderung Alt-Ägyptens und -Chinas aufräumen wollte, mit einem freundlichen Begleitschreiben selbst zugesandt (vielleicht auf Anforderung zur Rezension). Der erste der vier „Briefe“ geht an Wieland am 6. November 1773 ab, der zweite sollte am 13. November geschickt werden und ist von Wieland am 22. November durchgelesen, der dritte erreicht Wieland

[79] 30. IX. 1773, JaB I, 143.

[80] Erschien im Teutschen Merkur, 4. Bd. 2. St., 5. Bd. 3. St., 6. Bd. 1. St., 7. Bd. 2. St., in veränderter Fassung aufgenommen in JW VI, 265 ff.

am 11. März 1774, der vierte wurde innerhalb dreier Wochen nach diesem Datum erwartet. Jacobi befriedigte diese Arbeit sehr[81], zumal sie ihm persönlich sehr interessant erschien, und er verwandte eine Menge Zeit und Fleiß daran. Wieland vermißte eine scharfe kritische Einstellung zu dem Werk von Pauws, und fand eine wenn auch noch so gründliche Rezensententätigkeit als Jacobis Begabung unangemessen. Er verlangte nachdrücklich, daß sich Jacobi produktiv, nicht rezeptiv, betätige. In dem Artikel selbst fand er einige Stellen, die sich (nach v. Pauws Vorgang) mit dem Mönchswesen und dem Kriegswesen sehr absprechend befaßten, zu stark und strich sie weg, „weil sie im Merkur anstößig wären“.[82] Es ist anzunehmen, daß Wieland zu derartigen redaktionellen Streichungen Jacobis Vollmacht besaß.[83] Um diese Zeit (November 1773) fällt Goethes Schatten zum erstenmal in den Briefwechsel Wieland — Jacobi, als im Merkur eine Rezension des „Götz von Berlichingen“ erschien, deren Verfasser „kein Geisterseher“[84] nach Jacobis ironischer Ansicht war. Immer noch macht das Zeitschriftenunternehmen den größten Teil der Themen im geistigen Austausch der Freunde aus. Auch rein äußere Dinge mußten natürlich besprochen werden. Die Chiffre, unter der Jacobis Beiträge erschienen, wurde auf „S. W. J.“ für alle Artikel festgelegt, um Irrtümer bezüglich der Autorschaft zu vermeiden. Abonnenten wurden von Jacobi geworben, der anscheinend auch bestimmte Plätze, wie Bonn und Aachen, für seine Zeitschrift bearbeitete. Wieland war im allgemeinen mit dem Unternehmen zufrieden: „Unser Merkur, lieber Fritz, ist doch wirklich ein Journal, das den

[81] In späteren Jahren hielt er nur noch etwas von dem 4. Brief, vgl. JW VI, S. V.

[82] JaB I, 153.

[83] Vgl. JaB I, 146.

[84] JaB I, 151. Als Verfasser wird der Gießer Professor Christian Heinrich Schmid angesehen.

halben Louisd'or, den es kostet, zehnmal werth ist".[85] Auch das Publikum kaufte die Zeitschrift, obwohl die zehntausend Abonnenten, die Wieland sich wünschte, wohl kaum zusammenkamen. Der Verlag ging, um dem Nachdruck zu entgehen, ab Januar 1774 an den Verlagsbuchhändler Carl Ludolf Hoffmann in Weimar über, so daß die von Wieland und Jacobi zu leistende Arbeit nur noch redaktionell war.

Neben den Herausgeberpflichten sind es verhältnismäßig selten die persönlichen Angelegenheiten der Freunde, die im Briefverkehr eine Rolle spielen, obwohl auch sie hin und wieder beiläufig oder ausführlicher besprochen werden. Dagegen nehmen die beiderseitigen literarischen Beschäftigungen einen um so breiteren Raum ein. Neben den Briefen an Wieland geben besonders die an Sophie La Roche einen Einblick in die vielfältige Lektüre Jacobis. Außer den literarischen Erzeugnissen derjenigen, mit denen er in persönlichem Umgang stand, wie Werthes, Leuchsenring, sein Bruder, und deren Schriften er meist schon vor der Veröffentlichung im Manuskript kennen lernte, sind es im allgemeinen Neuerscheinungen und berühmte Bücher der Zeit, die entweder nur im Vorbeigehen zitiert, oder kurz gelobt, oder auch ausführlich besprochen werden. Wir finden die Kenntnis von Sternes „Empfindsamer Reise" ebenso, wie die der „Neuen Heloise" Rousseaus vor. Albrecht von Hallers 1771 erschienener Staatsroman „Usong" liegt Jacobi bereits im Januar 1772 zu Lektüre vor. Zur selben Zeit las er Merciers „L'an 2440", das ihm von Wieland angelegentlichst empfohlen war. Von Ferguson, dem englischen Physiker und Astronomen, las er ein Werk — welches ist nicht zu erkennen —, das er als „eins der vortrefflichsten so je geschrieben worden"[86] bezeichnete. Daß der Roman der Freundin La Roche, die „Geschichte des Fräuleins von

[85] JaB I, 167.
[86] JaB I, 45.

Sternheim", ebenso rasch nach Erscheinen gelesen wurde wie die Erzeugnisse Wielands, ist natürlich. Ein nachgelassenes Gedicht „Über die Glückseligkeit" von Helvetius, an welchem Jacobi besonders die Vorrede anzieht, kehrt mehrmals wieder in der Korrespondenz mit Wieland. Darin wird auch Gotters „Epistel über die Starkgeisterei" als unbefriedigend abgelehnt: „...das Ganze, däucht mir, ist nicht recht zusammengefaßt, und der Zweck etwas schwankend gelassen".[87] Herders „Brutus", den Jacobi gern von Wieland beurteilt sehen möchte, wird von diesem als indiskutabel bezeichnet, während Heinses „Laidion" seinen nur schwach eingeschränkten Beifall findet. Auf Grund dieses Buches sollte Heinse sogar ein für seine nicht gerade sehr auskömmlichen Verhältnisse recht günstiges Angebot zur Mitarbeit am Merkur bekommen. Wie Jacobi den Roman dieses Sturm- und Drangdichters beurteilte, ist leider nicht ersichtlich. Großes Aufsehen erregte ferner das Erscheinen von Klopstocks „Gelehrtenrepublik" bei Jacobi und Wieland. Beide wußten, aus einem Brief Wielands zu schließen, nichts Rechtes anzufangen mit dem Buche: der vorsichtige Wieland wollte es noch mehrmals durchlesen, ehe er dem Freunde sein festes Urteil vorsetzte. Goethes „Götz" finden wir von Jacobi erwähnt anläßlich der ersten Rezension im Merkur, die Ankunft von Goethes „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" wird freudig an Wieland gemeldet: „Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf ausgeheckt hat; sie heißt der Jahrmarkt zu Plundersweiler".[88]

Mit diesem Eintritt Goethes in den Gesichtskreis Jacobis nimmt der Einfluß Wielands langsam ab, zunächst ohne einen kausalen Zusammenhang. Der briefliche Verkehr erleidet jedoch keine Einbuße dadurch. Symptomatisch

[87] JaB I, 150.
[88] JaB I, 151.

zu sein scheint für die wachsende Entfremdung Wielands und Jacobis die Äußerung des letzteren in einem Brief vom 1. März 1774, worin er schreibt: „wohin wollen wir, wenn wir nun so von einander in die weite Welt laufen? Was wollen wir? Bessere Menschen suchen, als jeder in dem andern schon gefunden hat?“ [89] Wieland hat darauf nur zu erwidern (11. März 1774): „Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nah beisammen als möglich, nur nie wieder so nah, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen“.[90] Er erblickt darin das einzige Mittel, die Freundschaft mit Jacobi aufrecht zu erhalten, da er des „Enthusiasmus von Freundschaft“ [91] anscheinend überdrüssig ist. Ein direkter Anlaß zu solch kühler Auseinandersetzung lag zu dieser Zeit nicht vor. Die Abkühlung ging diesmal auch von Jacobi aus, was daraus zu entnehmen ist, daß selbst Wieland, der jeglichem Enthusiasmus abhold war, einen Brief von Jacobi „kalt und trocken“ [92] finden konnte. Wieland war seinerseits in Weimar so sehr in Anspruch genommen, daß er oft „nur ein paar Zeilen“ an Jacobi schicken konnte.[93] So fällt die Bekanntschaft mit Goethe in eine Zeit gelockerter Beziehungen zu Wieland. Was dieser in den bis dahin fünf Jahren ihrer Bekanntschaft für Jacobi gewesen war, darf nicht unterschätzt werden. Bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit der Charaktere war Wieland doch in seiner freundlichen Art entgegenkommend genug gewesen, um einen großen Einfluß auf den zehn Jahre jüngeren Jacobi zu gewinnen. Sein unbestrittenes Verdienst besteht darin, daß er den stark westlich orientierten (z. B. in seinen philosophischen Anfängen, seiner Übersetzertätig-

[89] JaB I, 155.
[90] JaB I, 155.
[91] JaB I, 155.
[92] JaB I, 154.
[93] JaB I, 172.

keit) Jacobi aufs lebhafteste für die deutsche Literatur interessierte, und daß er ihm durch steten Ansporn einen selbständigen Platz als Schriftsteller zu bereiten suchte. Daß Goethe auch hierin Wielands größerer Nachfolger bei Jacobi wurde, nimmt den Beziehungen Wielands zu Jacobi ihren gewichtigen Wert nicht.

---

3. Kapitel.

Derjenige Vertreter des deutschen Sturms und Drangs, der Jacobi mit hineinriß in die Bewegung, war ihr größter: Goethe. Ob es für Jacobi ein großes Glück oder ein großes Unglück war, gerade mit dieser starken Persönlichkeit zusammenzugeraten, ist schwer zu beantworten. Als Mensch, als denkender und fühlender Mensch hat er viel gewonnen. Als Künstler geriet er, der an sich schon wenig Selbständigkeit aufzuweisen hatte, in eine Abhängigkeit, die — mit anderem zusammengenommen — seine Unfruchtbarkeit erklärlicher erscheinen läßt.

Die kurze und heftige Freundschaft zwischen Goethe und Fritz Jacobi[1] hat eine Vorgeschichte, in der Goethe als heftiger Gegner der Jacobis auftritt. Diese Unfreundlichkeit galt allerdings zunächst Georg Jacobi, aber Goethe machte keinen Unterschied zwischen den Brüdern bei dem, was er bekämpfte: die süßliche, weichliche Art der Anakreontiker um Gleim. Es ist leicht vorstellbar, daß Goethe (durch Sophie La Roche etwa) über Fritz Jacobi dahingehend unterrichtet war, daß dieser an Empfindsamkeit und Weichheit seinem Bruder nichts nachgebe; kurz, für Goethe war Jacobi und Jacobi dasselbe, und wenn er in der Öffentlichkeit den älteren mit seinem Spotte traf, so traf er auch den jüngeren, der mit seinem Bruder sehr gut harmonierte und sich jederzeit für ihn einsetzte.

---

[1] Behandelt in großen Zügen von Ferd. Deycks, F. H. Jacobi im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe, Frankfurt a. M. 1848, S. 32—65. Eine grundlegende, ausführliche Darstellung gibt Heinr. Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben, Leipzig 1853, S. 125—287.

Recht unvermittelt — denn Goethe hatte sich bis dahin tolerant gegen Georg Jacobi benommen — traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Renzension „Über das von dem Herrn Prof. Hausen entworfene Leben des H. G. R. Klotz" in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 18. Dezember 1772 die arglosen Jacobis. Daß die Rezension von Goethe ist, steht fest, trotzdem er ihr keine Aufnahme in seine Werke gewährte. Hinderungsgrund war wohl der — man darf sagen — unverschämte Ton gegen Georg Jacobi, der sich auch gröblich verletzt fühlte. Fritz Jacobi hielt die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" seit Anfang 1772, was wohl den Mitarbeitern nicht unbekannt war. So schreibt Merck am 25. Dezember 1772 an F. H. Jacobi, der ihn vor wenigen Wochen um Mitarbeit an dem neu gegründeten „Teutschen Merkur" gebeten hatte, anscheinend unaufgefordert: „Sie werden mir hoffentl. glauben, wenn ich Ihnen ganz einfach versichere, daß ich an dem letzteren Anfall auf Ihren Bruder nicht den geringsten Antheil habe. Ich habe es ebenso wie Sie, nicht eher gesehen, als bis es gedrukt war, u. bin von Herzen erschroken... — Antworten Sie mir nichts auf diesen Artikel. Nicht deswegen ists mir verhaßt, etwas mehr davon zu reden, weil es einen Schatten auf meinen Charakter werfen könnte, sondern weil es möglich ist, daß es Ihr Bruder Einer der besten Menschen kan gesehen und darüber gelitten haben."[2] Mercks Stellungnahme ist, wie fast immer, wenn er mit Fritz Jacobi zu tun hatte, unklar, und das obige Schreiben wird dem Wunsche entsprungen sein, es nicht mit der Redaktion des „Teutschen Merkur" zu verderben und sich den Weg zu schriftstellerischen Veröffentlichungen nicht zu verbauen. Denn mit dem Ende des Jahres 1772 schied Merck aus dem Mit-

---

[2] Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772, herausgegeben von Bernh. Seuffert, Heilbronn 1883 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts 7/8), S. XXXIII.

arbeiterstab der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ aus. Daß Fritz Jacobi gegenüber dem Angriff Goethes auf seinen Bruder objektiv zu bleiben bemüht war, erhellt aus seinem Schreiben vom 10. Juli 1773 an Wieland: (Ich) „bewies Ihnen aus verschiedenen Beyspielen — unter andern aus einem vom Doctor Göthe (dem Verfasser des infamen Artikuls gegen meinen Bruder in den Frankfurter Anzeigen von 1772) hergenommenen sehr treffenden Beispiele, daß mein Urteil über die Schriften u. Talente eines Mannes u. meine Gesinnungen gegen seine Person nie etwas mit einander gemein haben“.[3]

Ohne zunächst die Behauptung Goethes, daß seine nicht erhaltene Farce „Das Unglück der Jacobi“ schon im Spätjahr 1772 entstanden sei, näher zu prüfen, dürfte doch die gemeinsame Quelle der feindlichen Stimmung der Rezension und der Farce in dem Aufenthalt Goethes und Mercks bei der Familie La Roche in Ehrenbreitstein, Mitte September 1772, zu finden sein. Es ist nur zu natürlich, daß man dort von den durch ihren literarischen Verkehr interessanten Brüdern Jacobi sprach, und daß manches klatschhafte Wort über ihre persönlichen Angelegenheiten fiel, das von Goethe und Merck in gutem Gedächtnis behalten wurde. Goethe selbst gab einen Hinweis auf die Entstehungszeit der Farce in jenem reizvollen Gespräch mit Johanna Fahlmer von Anfang Juni 1774, wonach diese berichtete: „Es (‚Das Unglück der Jacobi‘) wurde gleich nachher als Goethe und Merck von Coblenz zurückkamen, geschrieben“.[4] Goethe behauptete, es sei entstanden „schon lange, ehe ich sie[5] (= die Jacobis) noch alle kannte; es war bloß auf Anecdoten, auf Wischwaschereyen gebaut, alles von Hören

---

[3] Goethe-Jahrbuch II, S. 377.

[4] DjG IV, 82.

[5] Die geläufige Konjektur S i e ändert den Sinn dessen, was Goethe auszudrücken wünschte, nicht, und ist entbehrlich.

sagen".[6] Das „gleich nachher" und „schon lange" sieht verdächtig aus, wenn man bedenkt, daß das erste Zeugnis für die Existenz der Farce vom 12. Oktober 1773 stammt[7], und daß sie zu dieser Zeit nur begonnen gewesen sein kann nach einem anderen Bericht.[8] Goethes Angaben Johanna Fahlmer gegenüber dürfen also nicht allzu wörtlich genommen werden und erklären sich auch psychologisch leicht. Zur Zeit des Gesprächs, wo er mit Betty Jacobi, Lotte Jacobi und Johanna Fahlmer auf vertrautem Fuße stand, wo seine Mißstimmung gegen Georg und Fritz Jacobi merklich abgeflaut war, erschien es ihm wünschenswert, den genannten Personen gegenüber die Entstehung der sie betreffenden Farce möglichst in eine Zeit zurückzuverlegen, wo ihn noch keine persönliche Bekanntschaft mit einem Mitglied der Familie Jacobi zu Rücksichten verpflichten konnte. Nach alledem ist die von Goethe angegebene Entstehungszeit — Herbst 1772 — anzuzweifeln, und die Farce, die sonst die erste in Goethes Farcenproduktion sein würde, in den Verlauf des Jahres 1773, das man als das Farcenjahr überhaupt ansprechen kann, zu setzen, etwa in die Nähe des auf Gleim und Georg Jacobi zielenden Spottgedichtes „Flieh, Täubchen, flieh!".[9] Über den Inhalt der Farce ist trotz aller Bemühungen so gut wie nichts bekannt.[10] „Die beyden Jacobi werden darin wacker gepeitscht" (Höpfner an Raspe, 23. April 1774)[11], sie erhalten „beyde ihre volle Ladung von Lächerlichem" (Schönborn an Gerstenberg, 12. Oktober 1773)[12]; „Ihr (Jacobis) alle seyd lächerlich mitgespielt. Sie auch, Tante!" (Goethe zu

---

[6] DjG IV, 81.
[7] Brief Schönborns an Gerstenberg, DjG III, 389 f.
[8] Brief Höpfners an Raspe vom 23. April 1774, DjG IV, 77.
[9] Vgl. dazu M. Morris in Goethe-Jahrbuch XVIII, 182 ff.
[10] Vgl. DjG VI, 324.
[11] DjG IV, 77.
[12] DjG III, 389.

Johanna Fahlmer, Anfang Juni 1774)[13]; „Den ältesten[14] Jacobi liebt er (Goethe) über alles... Indessen hat er eine Schrift auf ihn gemacht, die er mir versichert, daß es das böste seye, was er in dieser Art gemacht habe. Sogar ein Frauenzimmer in Frankfurth, das mit Jacobi liirt ist, hat er hineingebracht" (Knebel an Bertuch, 23. Dezember 1774)[15]; — das sind die uns erhaltenen allgemeinen Angaben über die behandelten Personen. Wenn Johanna Fahlmer über das angezogene Gespräch noch berichtet: „Nach Hin- und Wieder-Reden wurde es klar, wer der Held darinn sey und was den Anlaß dazu gegeben hatte... Wir hatten großen Spaß und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich schief und über Eck gestellt hätte u. d. gl."[16] — so läßt sich daraus nicht viel entnehmen, auch deshalb, weil Goethe die Farce Johanna Fahlmer weder hören noch lesen ließ. Zufolge dem Gespräch hatte sich Goethe vorzulesen geweigert mit den Worten: „Liebe Tante, das kann unmöglich seyn. Verlangen Sie es nicht".[17] Hält man dazu noch den Bericht Knebels: „Sie (Johanna Fahlmer) hat es ihn bey allem beschworen, ihr die Schrift lesen zu lassen und betheuert, daß sie nichts übel empfinden wolle. Er hat ihr aber geradezu versichert, daß es unmöglich sey, daß irgend ein Frauenzimmer in der Welt die Stellen nicht übel empfinden sollte"[18], — so hat die Fahlmer die Farce auch nicht gelesen, so daß sie nur allgemeine Erklärungen über den Inhalt von Goethe erhalten hat. Auch dies bestärkt den Verdacht, daß Goethe die Farce nicht schon lange vor der persönlichen Bekanntschaft mit Johanna und anderen

---

[13] DjG IV, 81 f.

[14] Offensichtlich eine Verwechslung Knebels, er meint Fritz Jacobi und mit dem Frauenzimmer Johanna Fahlmer.

[15] DjG IV, 371.

[16] DjG IV, 82.

[17] DjG IV, 82.

[18] Knebel an Bertuch, 23. XII. 1774, DjG IV, 371 f.

Personen des Jacobischen Kreises geschrieben hat, und er diesen Umstand zu verbergen suchte. Die Absicht einer Veröffentlichung hat Goethe nicht gehabt: „Das will er aber nicht drukken lassen“ [19] besagt schon das erste Zeugnis (Schönborn an Gerstenberg, 12. Oktober 1773). Daß Goethe vorsichtig geworden war durch das Schicksal von „Götter, Helden und Wieland“ ersieht man aus seinem Bericht an Boie (4. Juni 1774): „Daß ich eine Schandschrifft auf die Jacobi gefertigt habe ist wahr, allein gedruckt ist sie nicht, soll auch nie aus meinen Händen kommen“.[20] Knebel schreibt an Bertuch (23. Dezember 1774): „Nun wartet er (Goethe), bis Jacobi nach Frankfurth kommt; dem muß er es (‚Das Unglück der Jacobi‘) vorlesen und dann will er es zerreißen“.[21] Vernichtung scheint in der Tat das Schicksal der Farce gewesen zu sein, so wenig Spuren haben sich von ihr auffinden lassen. Zwei satirisch-humoristische Federzeichnungen [22] Goethes mit der Bezeichnung „Pempelfort“ und „Düsseldorf“ werden mit ihr in Zusammenhang gebracht, doch sind aus ihnen keine Schlüsse auf den Inhalt möglich. Es war jedoch die Kenntnis der ganzen Farce, des Inhalts oder nur der Existenz verbreiteter, als man glaubt. Gelesen hatten sie: Sophie La Roche, Merck, Dechant Dumeiz.[23] Johanna Fahlmer kannte den Inhalt.[24] Schönborn [25] und Höpfner [26] bekamen sie zum Teil vorgelesen von Goethe. Raspe, der sie nach der Vollendung von Höpfner haben sollte, Wieland, Gerstenberg, Boie, Knebel und Bertuch wußten von ihrer Existenz und er-

---

[19] DjG III, 390.
[20] DjG IV, 21.
[21] DjG IV, 372.
[22] Originale verschollen. Abbildung in DjG III, Tafel 4/5.
[23] DjG IV, 82.
[24] DjG IV, 81 f.
[25] DjG III, 389.
[26] DjG IV, 74.

hielten vielleicht noch mündlich nähere Angaben von ihren Freunden. Fritz Jacobi, in dessen Abschrift uns jenes wichtige Gespräch Goethes mit der Fahlmer überliefert ist, erhielt die Urschrift dieses Gespräches durch Johanna Fahlmer am 6. Juni 1774, die ihm später noch mündliche Erklärungen dazu gegeben haben wird. Ob Goethe seinen gegen Knebel geäußerten Vorsatz, die Farce Fritz Jacobi vorzulesen, bei dessen Besuch in Frankfurt (etwa 8. Januar bis 5. Februar 1775) ausgeführt hat, wissen wir nicht. Jacobi hat sich zu dem Gegenstand auch nicht direkt geäußert, sondern nur allgemein seinem Unmut Luft gemacht, als er davon erfuhr.

Goethes Abneigung gegen den Jacobischen Kreis äußerte sich weiterhin in dem Gedicht „Flieh, Täubchen, flieh!“, das nach den Untersuchungen von Max Morris[27] eine Parodie der süßlich anakreontischen Weise von Gleim und Georg Jacobi darstellt. Fritz Jacobi wurde nur mittelbar und insofern davon betroffen, als er dem Kreise um Gleim zugezählt wurde. Das Gedicht ist nicht sicher zu datieren, es gehört mit Wahrscheinlichkeit in das Spätjahr 1773, also in die Zeit, als auch „Götter, Helden und Wieland“ entstand. In dieser Farce wird Fritz Jacobi zum erstenmal persönlich angegriffen als Wielands vertrauter Freund und Bundesgenosse in der Herausgabe des „Teutschen Merkur“. Sehr schlimm treibt es Goethe allerdings nicht mit ihm, nur seine Intimität mit Wieland wird verspottet. Dies geschah in einer Zeit, wo Goethe schon persönliche Fühlung mit dem Jacobischen Kreis hatte; jedoch war die Farce der Öffentlichkeit noch nicht durch den Druck bekannt. Johanna Fahlmer, die Stieftante der Brüder Jacobi, wohnte schon seit dem Juni 1772 in Frankfurt und hatte Goethe spätestens im März 1773 kennen gelernt. Im Sommer 1773 weilten Betty Jacobi, Fritzens Gattin, und

---

[27] M. Morris, Goethe-Studien II², Berlin 1900, S. 178 ff.

Lotte, seine Halbschwester, in Frankfurt, und Goethe schloß mit ihnen durch die Vermittlung der Fahlmer einen Freundschaftsbund, ohne sich im geringsten an die von ihm nicht geschätzten männlichen Mitglieder der Familie zu erinnern. Auch der sich entspinnende Briefwechsel zwischen Goethe und Betty Jacobi nimmt keine Notiz von dem Vorhandensein des Gatten. Von Ende September 1773 bis Ende Juli 1774 gehen Briefe hin und her voll herzlichster gegenseitiger Teilnahme, voll menschlicher Wärme und in literarischem Austausch. Und dennoch meint Goethe zu einem Plan oder einer Aufforderung, nach Düsseldorf zu kommen: „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht, Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekandtschafften geht, wie mit gewissen Ländern, ich könnte hundertjahre Reisender seyn ohne Beruf dahin zu fühlen".[28] So bekommt Sophie La Roche im Februar 1774 zu hören, und es drängt sich der Verdacht auf, daß das die Antwort auf eine Intervention Sophiens zugunsten der Herstellung eines verträglichen Zustandes zwischen Goethe und Fritz Jacobi sei. Denn dieser hatte schon längst lebhaftes Interesse an dem Frankfurter Freund seiner Frau, der so manches Produkt seiner Dichtkunst seinen Briefen beifügte, gewonnen. Aber es sollte immer noch eine Weile dauern, bis der Friede zwischen Düsseldorf und Frankfurt geschlossen wurde. In ungeschminktem Ton nennt Goethe die Brüder Jacobi „die Kerls", erklärt, daß er „mit ihnen nichts zu thun haben will", spricht von Georg Jacobis „unverzeihlicher Keckheit" und bezeichnet dessen Zeitschrift „Iris" als „Geldschneiderei".[29] Allerdings gibt ihm zu denken, daß er sich „bei ihren Weibern Tanten und Schwestern eingenistelt", aber allzu ernst nimmt er dieses Bedenken nicht: „Oho!"[30] Daß bei einem solchen Ton das mißliche Verhältnis auch weiteren Kreisen

[28] DjG IV, 8.
[29] An S. La Roche, März 1774, DjG IV, 9.
[30] DjG IV, 9.

sehr wohl bekannt war, nimmt nicht Wunder. „Goethe und Merck speien vor den Kerls aus“[31], kann als charakteristisches Stimmungsbild der zwischen den Genannten über die Jacobis geführten Gespräche gelten, bei denen weidlich geflucht und gelästert wurde. „Die Jackerls“ ist ein beliebter Schimpfname für das verachtete Brüderpaar. Ob diese ihrerseits auch auf Goethe „geschimpft wie auf einen Hundejungen“[32] haben, wie er meint? Fritz Jacobi bekennt später einmal an Wieland: „Anfangs sahen wir Beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Koth wälzte. Das garstige Thier! riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter als Sie.“[33] Eine gewisse Gegenseitigkeit hat also bestanden. Wenn indes Goethe im März 1774 Anspruch auf die Hochachtung der Jacobis zu haben glaubte („und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl seyn kann ohne sie iust leiden zu können“[34]), so hat er infolge des Erscheinens von „Götter, Helden und Wieland“ umgehend wieder darauf verzichten müssen. An Johanna Fahlmer, die in Düsseldorf weilte, schrieb er sofort und bezeichnete die Farce als „ein gewisses Schand und Frevel Stück“[35], halb im Scherz, aber doch mit einem etwas schuldbewußten, um Verzeihung bittenden Unterton. Er konnte gewiß sein, daß der Brief im Jacobischen Kreise die Runde machen würde. Auch Lavater gegenüber, der ja in Beziehung zu Wieland und Jacobi stand, läßt Goethe eine halbe Entschuldigung vernehmen: „H e r k u l e s Geschwäzze ist warrlich nicht m e i n Gefühl. Es ist nur daß man die Hansen bey der Perrücke zupft und Sachen sagt, die wie du sprichst,

---

[31] Höpfner an Raspe, 23. IV. 1774, Weim. Jahrb. III, 68.
[32] Goethe an Kestner, März 1774, DjG IV, 10.
[33] 22. IV. 1775, JaB I, 210.
[34] DjG IV, 10 f.
[35] DjG IV, 12.

niemand Wort haben will."[36] Langandauernden Kummer verursachte die Farce Jacobi überhaupt nicht, und nach der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe erst recht nicht mehr, so daß Boie, als er die Jacobis am 9. Oktober 1774 besuchte, notieren konnte: „Wir haben sogar über seine (Goethes) Farce miteinander gelacht und sind alle übereingekommen".[37] Die vornehme und kluge Haltung des angegriffenen Wieland billigte Jacobi voll und ganz.[38]

Goethe war bei Bettys Aufenthalt in Frankfurt im Herbst 1773 „allen Erklärungen ausgewichen"[39] und hatte dadurch jeden Versuch, Frieden zu stiften, zu vereiteln gewußt. Der Lauf der Dinge brachte es aber schon im nächsten Jahr dazu, daß nicht nur ein völliger Friede, sondern zugleich ein enges Freundschaftsbündnis zwischen Goethe und Fritz Jacobi geschlossen wurde. Auf der Rheinreise mit Lavater und Basedow im Sommer 1774[40] sollte die persönliche Bekanntschaft stattfinden. Goethe langte am 21. Juli 1774 morgens 6 Uhr in Düsseldorf an, begab sich um 8 Uhr nach Jacobis Stadtwohnung, ohne jemand anzutreffen, eilte hinaus nach Pempelfort, wo aber auch weder Betty, die in Vaels bei ihrer Familie war, noch Fritz anwesend waren. Nun besuchte Goethe die Düsseldorfer Gemäldegalerie und fuhr dann nach Elberfeld, wo sich Fritz Jacobi auf einer Geschäftsreise zufällig auch aufhielt. Während Goethe am anderen Tage, dem 22. Juli, bei Jung-Stilling, seinem Straßburger Freund, abgestiegen war, beeilte sich Jacobi nach Hause zu kommen, da er von dem Besuch Goethes in Düsseldorf erfahren hatte. Unterwegs

[36] 20. Mai 1774, DjG IV, 18.

[37] Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie, Halle 1868, S. 68.

[38] JaB I, 165.

[39] DjG III, 55.

[40] Vgl. Goethes Rheinreise mit Lavater und Basedow, Dokumente, herausg. von Adolf Bach, Zürich 1923, — eine vollständige Quellensammlung auch für die erste Bekanntschaft Goethes und F. H. Jacobis.

begegnete ihm Lavater mit Begleitung, die ihn zur Umkehr nach Elberfeld bewogen. Im Reisewagen vollzog sich die persönliche Bekanntschaft zwischen Lavater und Fritz Jacobi. Beide hatten schon voneinander gehört, kannten ihre gegenseitigen religiösen und philosophischen Ansichten und gerieten so in ein sehr angeregtes Gespräch, das zu beiderseitiger Zufriedenheit ausfiel, besonders, da Jacobi eine anerkennende Stellung zum Glauben einnahm. Als man in Elberfeld anlangte, waren Goethe und Heinse eben nach Düsseldorf aufgebrochen. Jung-Stilling holte sie jedoch zurück und brachte sie in das Haus eines religiösen Kaufmanns namens Caspari, wohin Lavater mit Begleitung und Jacobi sich begeben hatten. Hier, am Nachmittag des 22. Juli 1774, geschah, was Goethe in überquellender Freude an Betty folgendermaßen mitteilt: „Ihr Friz Betty, mein Friz... Nicht eingeführt, marschallirt, exküsirt; grad rab vom Himmel gefallen vor Friz Jacobi hin. Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir seyn sollten und konnten.“[41] Jacobi benutzte das gleiche Bild und fast die gleichen Worte, als er Wieland über die neue Bekanntschaft unterrichtete: „Was Göthe und ich einander seyn sollten, seyn mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden“.[42]

Die Bekanntschaft war gemacht, die Freundschaft besiegelt. Wenn man einen Schluß ziehen dürfte aus den zahlreichen Mißverständnissen und Verfehlungen des 21. und 22. Juli 1774, so könnte es nur der sein, daß dieser Bund vom Schicksal nicht begünstigt werden sollte. So ist es auch geworden.

Wir müssen uns im folgenden darauf beschränken, die Entwicklung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Goethe

[41] 25. (?) Juli 1774, DjG IV, 94.
[42] 27. August 1774, JaB I, 179.

und Jacobi nur in den Hauptzügen zu zeichnen, um den Zusammenhang zu wahren. An Ausführlichkeit in der Behandlung desselben Themas läßt ja die Arbeit Heinrich Düntzers nichts zu wünschen; es wird also nur an wichtigen Punkten der Entwicklung, wo Düntzer eine nicht haltbare Meinung äußert oder infolge der seinerzeit noch mangelnden Quellen überhaupt nichts bringt, eine eingehendere Darstellung einsetzen.

Gemeinsam verlebten Fritz Jacobi und Goethe die ersten Tage ihrer jungen Freundschaft, umfangen von jener Stimmung, die im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" noch einmal so lebendig wird. Goethes Erinnerung an Einzelheiten ist, wie er selbst gesteht, unzuverlässig, und so soll seine Darstellung auch nicht quellenmäßig ausgeschöpft werden; ihrem tiefen poetischen Reiz tut das keinen Abtrag, und für den Gesamteindruck ist sie wahrhaft unentbehrlich.

Noch am Abend des 22. Juli 1774 gelangten Goethe, Heinse und Fritz Jacobi zurück nach Düsseldorf. Goethe hielt sich in Pempelfort bis zum Morgen des 24. Juli auf. Am 23. lernte er Georg Jacobi kennen, der ihm in edler Versöhnlichkeit die Hand bot. Am Sonntag, den 24., brach man vereint auf, um Goethe noch eine Weile das Geleit zu geben. Das kurpfälzische Schloß Bensberg wurde besucht und bewundert. Wie tief erregend die seelischen Eindrücke waren, erfährt man sowohl aus „Dichtung und Wahrheit", wie aus Jacobis Brief an Goethe vom 28. Dezember 1812: „Ich hoffe du vergissest... nicht... des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst".[43] Die Beschäftigung mit Spinoza ging bei Jacobi schon weiter zurück als bei Goethe. Auch diesen beiden jungen Männern machte das philosophische Gebäude Spinozas, besonders seine Ethik, denselben großen Eindruck.

[43] GJ 260.

wie ihrer ganzen Generation. Die Weiterfahrt führte nach Köln, das in der Erinnerung sowohl Jacobis wie Goethes eine derart große Rolle spielt, daß man glauben darf, daß in dieser Stadt der Seelenbund recht eigentlich erst geschlossen worden ist. Das berühmte Jabachsche Haus besuchte man, im „Heiligen Geist“ nahm man die Abendmahlzeit ein. In der Dämmerstunde trug Goethe altschottische Romanzen vor, „daß (— so berichtet Georg Jacobis Tagebuch) wir ... so im Ernste bange wurden, als ehemals in unsren Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unsrer Wärterinnen von ganzer Seele, mit allem möglichen Glauben daran, zuhörten“.[44] Und spät in der Nacht suchte Goethe Fritz Jacobi nochmals auf: „Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt“ (Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, 14. Buch). Jacobi aber empfand: „Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen“ (an Goethe, 28. Dezember 1812).[45] Am folgenden Tage, dem 25. Juli, trennte man sich. Die Brüder Jacobi und Heinse fuhren nach Hause, Goethe blieb in Köln, um Lavater zu erwarten.

Das Ergebnis der drei zusammen verlebten Tage war für Goethe wie Fritz Jacobi von größter Bedeutung. Ersterer hatte einen ihm überlegenen philosophischen Kopf voll tiefen Gefühls kennen gelernt, letzterer eine unverkünstelte Persönlichkeit von gewaltiger dichterischer Kraft. Wohl beide genossen „des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüt ... waren beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt“[46], und sahen beide in der Begeisterung der ersten Freund-

---

[44] DjG IV, 117.

[45] GJ 260.

[46] Goethe im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit“.

schaftstage nicht die großen Verschiedenheiten ihrer Anlagen und ihrer Charaktere. Als wichtiges Ergebnis für Jacobi aber ist zu vermerken, daß die früher nicht ganz gelungenen Versuche Lesages und Wielands, Jacobi zu selbständiger Schriftstellerei zu veranlassen, nun durch den mächtigen Einfluß Goethes zum Erfolg geführt werden sollten. Goethe rüttelte ihn auf, „der Genügsamkeit, die sich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu g a f f e n; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerley Kraft".[47] Er erzählt selbst: „Dringend forderte ich ihn auf, alles, was in ihm sich rege und bewege, in irgendeiner Form kräftig darzustellen."[48] Jacobi entzog sich dem nicht: „Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! — Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere ans Licht."[49] Damit war der Grund gelegt zu Jacobis dichterischen Versuchen. Schon bald hören wir von einer schriftstellerischen Leistung, die recht geniemäßig anmutet, der „Epistel an die Akademisten von Bohlheim", wie wir die Abhandlung wohl taufen dürfen, die Goethe am 21. August 1774 von Jacobi erhielt. Ihr Verbleib ist unbekannt, über ihre Art und ihren Inhalt gibt nur Goethes Antwort an Jacobi vom selben Tage einigen Aufschluß. Es heißt da: „Akademie ist Akademie, Bohlheim[50], Berlin oder Paris, wo die satten Herren sitzen, die Zähne stochern und nicht begreifen, warum kein Koch was bereiten kann,

---

[47] F. H. Jacobi, Woldemar, 2. Aufl., Königsberg 1794. S. VIII. Zueignung an Goethe.

[48] Im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit".

[49] F. H. Jacobi, Woldemar, 2. Aufl., Königsberg 1794. S. IX. Zueignung an Goethe.

[50] Bollheim hieß ein dem mit Jacobi befreundeten Herrn von Hompesch gehörendes Landgut, ist also ironisch als Akademie eingeführt.

das ihnen behage. Du bist grob mit ihnen umgangen, hat dirs doch wohl gethan.“ [51] Die „Epistel an die Akademisten“ richtete sich gegen akademischen Dünkel und Überheblichkeit, gegen die Blasiertheit und Unnatürlichkeit der gelehrten Herren, denen, „wie bekannt unser Herrgott selbst nichts zu Dancke machen kann“.[52] Sie war eines der im Sturm und Drang so beliebten satirischen Werkchen, wie sie von Goethe, Lenz und vielen anderen bekannt sind, und in denen zeitgenössische soziale, politische oder sittliche Zustände gegeißelt wurden. Die Sendung der „Epistel an die Akademisten“ war begleitet von einem jener enthusiastischen Schreiben, die nun zwischen Goethe und Jacobi hin- und hergingen. Aus dem Briefwechsel des Jahres 1774 sind drei Briefe von Goethe an Jacobi und drei von Jacobi an Goethe bekannt; mehrere sind verloren gegangen. Viele tragen den Charakter von Liebesbriefen [53], und man könnte Goethe den Vorwurf der Ungerechtigkeit machen, weil er den Gleim—Jacobischen Liebesbriefwechsel so verächtlich behandelt hatte, und nun selbst einen führte. Fühlte Goethe etwas derartiges, als er an Fritz Jacobi schrieb: „Laß meine Briefe nicht sehen! Versteh!“? [54] Die Frage wird zu verneinen sein, wenn man den gewaltigen Niveauunterschied zwischen dem Gleim—Jacobischen und dem Goethe—Jacobischen Briefwechsel erwägt. Goethes Bemerkung entsprang einem begreiflichen seelischen Schamgefühl, hinter dem keine Schuldbewußtheit steckte. Die Briefe [55] spiegeln in reichem Maße die Stimmungen der Schreiber wider, nicht so oft befassen sie sich auch mit ihren Berufs- und sonstigen Tätigkeiten. Die gemeinsamen Bekannten spielen

[51] DjG IV, 132.

[52] DjG IV, 132.

[53] Jacobi sagt selbst, daß Goethe ihm „die feurigsten Liebesbriefe schrieb“. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft I, 142.

[54] DjG IV, 129.

[55] Genau behandelt bei Düntzer a. a. O.

eine Rolle, daneben die literarischen Passionen und eigenen Produktionen. Goethe läßt es nicht an Aufforderung zu letzteren fehlen: „Mir ist ganz wohl...auch in Hofnung gutes Vorbedeutens daß du dich muthig entreißen wirst der papirnen Vestung Spekulations u. literarischer Herrschafft“.[56] Das Naturgefühl der jungen Generation bricht durch in der schönen Schilderung Jacobis, die geschrieben ist „auf einem waldichten Hügel, in rauschendem Schatten, den 24. August 1774“[57], ein poetisches Geburtstagsgeschenk für Goethe. Zum erstenmal hören wir hier: „Fritz schreibt an seinem Roman“[58], — dem „Allwill“. Bald langen auch „Die Leiden des jungen Werthers“ bei Jacobi an, zunächst wie ein Schatz gehütet, dann aber den Bekannten mitgeteilt, und rufen einen wahren Begeisterungssturm hervor. Heinse verfaßte vor Enthusiasmus eine derart ungereimte Ankündigung für die „Iris“, daß man sie nicht drucken konnte. Jacobi aber schrieb dem Freunde: „Ich habe Werthers Leiden und habe sie dreymal gelesen. Dein Herz, dein Herz ist mir alles. Dein Herz ists was dich erleuchtet, kräftiget, gründet... Meine Seele ist zu voll, Lieber, alles unaussprechlich.“[59] Auch vor dem Goethischen „Prometheus“ bleibt Jacobi in freudiger Zustimmung stumm. Das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel“ wird mit Ungeduld erwartet. Die Gedanken Jacobis weilen in der Ferne, wie die eines Mädchens beim Geliebten: „Ich existiere itzt blos in dem Gedanken bald zu Frankfurt zu seyn... sieh zuweilen den Mayn darauf an, daß er in den Rhein geht, und bey Cölln und Düsseldorf vorbeyfließt“.[60] Gegen Ende des Jahres 1774 war ein Wiedersehen mit Goethe in Frankfurt vereinbart, Mitte November sollte die Reise losgehen, doch

[56] DjG IV, 137.
[57] GJ 32.
[58] GJ 35.
[59] GJ 43 f.
[60] GJ 44 f.

mußte die Abreise schließlich auf den letzten Tag des Jahres verschoben werden. Jacobis Reise diente geschäftlichen Zwecken, sowie auch dem Besuch mehrerer Bekannter, z. B. Sophies von La Roche. Diese mußte sehr gespannt sein auf den Besuch, da sie doch bislang die Freundin zweier feindlicher Parteien gewesen war, die jetzt eine einzige bildeten. Zwar hatte Jacobi sie schon brieflich über sein Zusammentreffen mit Goethe unterrichtet und mit leidenschaftlichem Optimismus diese Freundschaft als die wahre Erfüllung seines Daseins bezeichnet: „Göthe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Göthens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben.“ [61] Auch, wie tief „Die Leiden des jungen Werthers“ Jacobi berührt hatten, erfuhr Sophie bald, und er versprach, aus der Fülle seines Herzens mit ihr darüber zu reden, wenn er sie besuchen käme.

Wieland kam durch den neuen Bund Jacobis am schlechtesten weg, denn er mußte nun hinter Goethe zurücktreten. Daß der kluge Wieland dies merken würde, braucht ebensowenig bezweifelt zu werden, wie, daß er es sich nicht merken zu lassen bemüht war. Die Äußerung Wielands, „daß noch viel fehlt, daß Göthe der Wundermann sey, für den man ihn hält“ [62], veranlaßte Jacobi zu dem Bemerken, er empfinde „die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht gesehen noch gehört hat, etwas begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben“.[63] Jacobi bezeichnete Goethe als ein geniales und vollkommenes Geschöpf der Natur. Den „Clavigo“ nimmt er heftig in Schutz gegen Wieland, als dieser das Drama anläßlich einer Auf-

---

[61] JaB I. 174.
[62] JaB I. 177.
[63] JaB I, 178 f.

führung einer scharfen Kritik unterzog. Die sonst vornehme Haltung Wielands wird von Jacobi wohl bemerkt und hoch angerechnet. Kaum ein Brief vergeht zwischen den beiden, in dem von Goethe nicht die Rede ist, und doch kann Jacobi von Wieland sagen: „Unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist er der einzige, der über Göthes Ruhm nicht eifersüchtig ist. Über Werthers Leiden hat er nicht nur an mich, sondern an verschiedene andere noch, in Ausdrücken und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihn unendlich verehrungswürdig machen.“[64] Die Zustimmung Wielands zum „Werther“ nahm Jacobi natürlich besonders ein für Wieland. Das neue Freundschaftsverhältnis von Goethe und Jacobi war im übrigen schon bald der literarisch interessierten Öffentlichkeit bekannt als eine bemerkenswerte Neuigkeit: „Er (Goethe) hat sich kürzlich mit den Jacobis ausgesöhnt“[65] berichtet z. B. Merck an Nicolai am 28. August 1774. Goethe kam es ab und zu doch merkwürdig vor, daß er nun nicht mehr auf die „Jackerls“ fluchen konnte; er entbehrte ein Objekt, an dem er seinen Zorn und Unmut hätte auslassen können wie einst. Knebel erzählt darüber: „so fieng er mir einmal des Abends in Maynz ganz traurig an. Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir garnicht recht.“[66]

Inzwischen nahte die Zeit, in der Jacobi nach Frankfurt kommen wollte. Er hatte, um seines Vaters Geldangelegenheiten zu regulieren, eine größere Reise zu machen. Am 31. Dezember 1774 hatte er aufzubrechen beabsichtigt, und wenn sein Plan, was anzunehmen ist, nicht mehr umgestoßen wurde, so war er am 2. Januar 1775 in Ehrenbreitstein bei der Familie La Roche. Nach einigen Tagen Aufenthalt reiste er nach Frankfurt, wo er etwa am 8. Januar eintraf

[64] 14. Dezember 1774 an S. La Roche, JaB I, 199.
[65] Wolff II, 43 f.
[66] DjG IV, 371.

und bis zum 5. Februar, volle vier Wochen, blieb. Am 5. Februar fuhr er von Frankfurt über Darmstadt, wo er Merck aufsuchte, nach Mannheim, wo sein Aufenthalt vom 5. bis 15. Februar dauerte. Dann ging es für wenige Tage nach Karlsruhe, von wo Klopstock mit Jacobi nach Mannheim zurückreiste und dort vom 18. bis 23. Februar zusammenblieb. Dann fuhr Jacobi noch einmal für eine Woche (24. Februar bis 2. März) nach Frankfurt, ehe er die Heimreise antrat.

Über die insgesamt fünf Wochen, die Jacobi bei Goethe zubrachte, weiß man nicht allzuviel. Es wurde über die Zeitschriftenunternehmen, an denen Fritz beteiligt war, „Iris“ und „Teutscher Merkur“, gesprochen, wobei Goethe für den letzteren Beiträge zu liefern ablehnte, sich aber zur Mitarbeit an der „Iris“ bereit erklärte. Für diese wollte er das im Entstehen begriffene Singspiel „Erwin und Elmire“ vollenden. Über den „Faust“, der im Januar 1775 schon einen größeren Umfang hatte, ist sicher manches Wort gefallen. Ob Jacobi auf die Abfassung dieses Dramas einen direkten Einfluß gehabt hat, ist zu prüfen. Die von Jacob Minor geäußerte Vermutung[67], daß Fausts Name Heinrich von dem zweiten Vornamen Jacobis genommen sei, klingt nicht allzu überzeugend. Daß Jacobi von Goethe nur Fritz, von Jean Paul aber nur Heinrich genannt wurde[68], ist weder dagegen noch dafür anzuführen. Fausts Vorname ertönt, außer am Schlusse des Dramas, nur noch zweimal in der Katechisationsszene, die im Frühjahr 1775 entstanden ist, wie man aus Anklängen an einzelne Stellen in Briefen Goethes an die Gräfin Auguste Stolberg feststellte. Auf diese Katechisationsszene aber hat Jacobi bestimmt Einfluß gehabt. Nicht nur, daß er derjenige war, der Goethes Spinoza-Verehrung ein festes Fundament schuf und damit

---

[67] Goethe-Jahrbuch VIII, 231 f.

[68] „Laß Dich mit diesem Zaubernamen citiren“ — Jean Paul an F. H. Jacobi, 4. VI. 1799, JaB II, 282.

die panentheistische Weltanschauung Fausts errichten half. Vielleicht auch hat er die Formel „Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!“ [69] geprägt. Wie nahe ihm dieser Ausdruck eines unnennbaren Weltgefühles stand, sieht man aus einem Brief vom 16. Oktober 1775, in dem er eben diese Formel „Herz! Liebe! Gott!“ verwendet.[70] Für einen Meinungsaustausch über „Faust“ gibt es merkwürdigerweise kein einziges Dokument, weder in den Briefen Goethes noch Jacobis.

Auch die Bekanntschaft einer interessanten, aber wenig beachteten Freundin Goethes machte Jacobi. In Offenbach, damals einem ländlichen Städtchen, nahe bei Frankfurt, lebte ein armes Mädchen, bei dem Goethe fast alle seine Freunde einführte. Zu ihren Bekannten zählten Klinger, dessen Freund Schleiermacher, Haugwitz, Stolberg, Willemer, J. Chr. Ehrmann, Miller, H. L. Wagner, von welchen sie eine Menge Schattenrisse besaß, die ihre ärmliche Kellerwohnung schmückten. Es ist erstaunlich, daß dieses Proletarierkind, wie man sie mit einem kleinen Anachronismus wohl nennen kann, einen bekannten Mittelpunkt des Genietreibens darstellen konnte, wenn auch nur für kurze Zeit, etwa das Jahr 1775. Der von J. Chr. Ehrmann in seinem Brief an Goethe vom 18. Dezember 1812 [71] erwähnte Jacobi kann kein anderer sein als Fritz, und so ist auch dieser bei Charlotte Nagel in Offenbach zu Gast gewesen.

Wenn Goethe den Freund mit diesem Mädchen bekannt machte, so darf man auch annehmen, daß er ihn über sein Verhältnis zu Lili Schönemann unterrichtete und über die Nöte, die ihm daraus erwuchsen. Von Jacobi auf der andern Seite möchte man, im Hinblick auf die bald nach seiner Abreise begonnene „Stella“, gern glauben, daß er Goethen sich eröffnete über das eigenartige Herzensverhältnis, das ihn schon seit seiner Jugend mit Johanna Fahlmer

[69] Urfaust 1146.

[70] JaB I, 331.

[71] Goethe-Kalender auf das Jahr 1912, S. 106.

verband. Belegen läßt es sich aus Mangel an Dokumenten leider nicht, ebensowenig, daß Jacobi von Goethe in die „Societät“ der Frankfurter Stürmer und Dränger eingeführt worden sei; doch ist dies nicht unwahrscheinlich, da er z. B. die Bekanntschaft Klingers machte.[71a]

Schon bald nach dem Frankfurter Beisammensein kühlte die Freundschaft Goethes und Jacobis ab, wozu besonders Goethes „Stella“ beigetragen hat. Lotte Buff und Kestner waren verstimmt gewesen, daß sie im „Werther“ dargestellt wurden, Johanna Fahlmer und Fritz Jacobi sahen ungern eine auch nur entfernte Anspielung auf ihr persönliches Verhältnis. Daß die „Stella“ nicht auf rein literarischen Anregungen (durch Swift, Chr. Weisse, Lessing) beruht, sondern starke Anregungen aus Erleben und Miterleben erhielt, wird heute nicht mehr bezweifelt. Allerdings ist nicht zu entscheiden, welches Erlebnis ausschlaggebend zur Konzeption der „Stella“ wurde. Wir möchten annehmen, daß es die Geständnisse Jacobis bei seinem Frankfurter Aufenthalt gewesen sind[72], daß dagegen für die Ausführung des Dramas literarische Parallelen und für die Zeichnung der Personen Figuren aus Goethes eigenem Erleben verwandt wurden. Ein, wenn auch bescheidener Anteil an dem Entstehen der „Stella“ muß dem Fahlmer—Jacobischen Verhältnis unbedingt eingeräumt werden. Wenn Goethe an Johanna Fahlmer am 6. März 1775 schreibt: „Frizzen wird dies Stück von ihrer Hand (abgeschrieben) gewiß zehnmal lieber“[73], so kann man darin nicht eben nur eine Höflichkeitsfloskel sehen. Oder wenn Goethe bald darauf an Johanna schreibt: „Liebe Tante, ich wußte, was Stella ihrem Herzen seyn würde. ... Stella ist schon ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer, was wird Friz eine

[71a] „Es sind nun bald 30 Jahre, daß wir bei Göthe zum ersten mal uns sahen“. Jacobi an Klinger, 29. Juni 1803, JaB II, 334.

[72] Vgl. auch David, S. 52.

[73] DjG V, 14.

Freude haben!"[74] Eine allgemeine Deutung ist auch hier nicht am Platz. Daß gerade Johanna Fahlmer ein „Verlangen zum fünften Ackt"[75] haben mußte, daß gerade sie die Lösung eines sie brennend interessierenden Konfliktes kennen zu lernen begehrte, ist verständlich; ebenso wie Goethe, ehe er sich mutig dazu durchgerungen hatte, das Schauspiel mit einer Doppelehe enden zu lassen, mit einem leisen Doppelsinn zu ihr sagt: „Ich wollt sie hätten einen dazu gemacht"[76], einen fünften Akt, der alles glücklich löst. Fritz Jacobi, der noch über und über erfüllt war von dem Beisammensein mit Goethe, nahm die Anfänge der „Stella" freudig auf: „Daß du meine Stella so lieb hast thut mir sehr wohl"[77], antwortet ihm Goethe am 21. März. Aber Jacobi muß bald an der ehrlichen künstlerischen Absicht gezweifelt haben, denn in einem leidenschaftlichen Brief wirft Goethe dem Freunde Unglauben an ihrem Seelenbunde vor: „Lieber Friz besinne dich — es ist nicht Stella, nicht Prometheus — besinne dich, und noch einmahl: gieb mir Stella zurück! — Wenn du wüßtest wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!"[78] Eine weitere Auseinandersetzung wurde offenbar unterlassen; jedenfalls hören wir von da an nichts mehr von dem Drama. Feinfühlige Forscher, besonders aber Wilhelm Scherer, haben die ganz persönliche Note der Briefe über „Stella" zwischen Goethe, Johanna Fahlmer und Jacobi erkannt und richtig gedeutet. Über die psychologisch erschreckend dürftigen Ergebnisse, zu denen Forscher von anderer Ansicht, wie Heinr. Düntzer, Ad. Holtzmann, kamen[79], kann heute hinweggegangen

[74] DjG V, 19.
[75] DjG V, 19.
[76] DjG V, 19.
[77] DjG V, 20.
[78] DjG V, 26.
[79] H. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. 2 Bde., Leipzig 1885, Bd. II, S. 293 ff. A. Holtzmann, Über Eduard Allwills Briefsammlung, Jena 1878, S. 11 ff.

werden. Daß Jacobi über die persönlichen Anspielungen hinaus auch Anstoß an der Moral des Schlusses der „Stella“ nahm, ist wahrscheinlich. Bedeutsam aber ist besonders, daß Jacobi in seinem Roman „Woldemar“ auch das Doppelverhältnis eines Mannes zu zwei Frauen zur Darstellung brachte. Dies bestätigt einerseits die Vermutung, daß in Jacobis Erlebnissen etwas ähnliches vorhanden war — denn in seiner Phantasie fand er die Stoffe seiner Romane nicht, sondern in seinem Leben[80] — und daß die Stellageschichte auf ihn (cum grano salis) anzuwenden ist. Außerdem aber, daß die Goethische Darstellung des Problems seine Darstellung im „Woldemar“ als Reaktion auslöste; und um so mehr, als er sich aus eigenem Erleben einer richtigen Behandlung des Problems fähig fühlte. In der Zueignung an Goethe im „Woldemar“ von 1794 heißt es ausdrücklich: „Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen; schwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir; ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.“[81] Sollten diese Worte nicht auch ihren besonderen Sinn haben?

Mit dem Stellakonflikt ist eigentlich jene Freundschaft der beiden jungen Männer, die auf gegenseitiger Anziehung, auf schwärmerischer Neigung beruhte, zu Ende. Obwohl es weder Goethes noch Jacobis Wille war, kam es dennoch so. Jacobi fand sich schließlich mit der „Stella“ ab, so wie sie war, er wollte einen Bund, an dem er mit ganzem Herzen hing, nicht schon wieder preisgeben. Aber

---

[80] „Die Gesellschaft, in die sie (Jacobis Romane) uns führen, ist der sittlich schöne, hochgebildete Kreis, in welchem Jacobi wirklich lebte ... Vor denjenigen, ... die mit jenen Werken bekannt sind ..., steht das Gemälde seines damaligen Lebens.“ v. Schlichtegroll, F. H. Jacobi, München 1819, S. 12. Vgl. auch David, S. 56.

[81] a. a. O., S. VII.

die Art ihrer Freundschaft — wir sind an dieses Wort gebunden, das hier eine besondere Nuance hat — verlangte persönlichen Austausch, persönlichen Verkehr, sich sehen, sich hören. Und das ward ihr nicht zuteil. Goethe war im Lauf des Jahres 1775 in zu viel andere Dinge so unmittelbar verwickelt, daß er nur in seltenen Augenblicken der Besinnung an den entfernten Freund dachte. Die Lilische Epoche, die Schweizer Reise, die Pläne mit Weimar und die Übersiedlung dorthin ließen den Düsseldorfer Freund zurücktreten. Die Übermittlung von Gedichten wird zur Seltenheit. Jacobi fühlte es wohl und konnte es doch nicht glauben, daß die kurze, wie ein elementarer Gefühlsausbruch anmutende Freundschaft zu Ende sein sollte. Das einemal hatte er den Plan, wieder nach Frankfurt zu reisen und sich mit Goethe auszusprechen, das andermal schwelgte er sehnsüchtig in Erinnerungen an die ersten gemeinsamen Tage: „Er wird gewiß kommen der Tag, wo du wieder da seyn wirst; wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehen werden, daß ich dich wieder habe. Just wie im vergangen Jahr im Juli stieg gestern Abend bey Sonnen Untergang der Mond herauf, breitete, just wie damals seinen schimmernden Schatten über den Rhein.“ [82] Er zehrte schon fühlbar an der Erinnerung als etwas Unersetzlichem, das nicht noch einmal kommt: „Es ist doch das Beste am Mensch-Seyn, daß uns das genossene Gute nicht untergehet, daß es sich anbauet in und um uns, sich fortpflanzet, vermehrt, und wir so immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß“.[83] Man fühlt, wer das schreibt, hat eine Erfahrung bereits hinter sich, hat mit ihr abgeschlossen. Das letzte uns erhaltene Freundschaftszeichen Jacobis aus der Frühzeit der Bekanntschaft versucht sich noch einmal zu bedeutendem Optimismus in einer Art Rausch aufzuschwingen: „Ich habe die Wallfahrt und das

[82] GJ 50 f.
[83] 14. Juli 1775, GJ 51.

Lied, und nie fühlte ich deinen Geist dem meinigen näher; diese Blätter sind mir Erfüllung und Verheißung; Lohn des Glaubens, und mächtige Stärkung in ihm — Herrlich daß man aus so weiter Entfernung einander so wahrhaftig erscheinen kann, daß die Gegenwart inniger ist, als es tausendmal die leibhaftige war. Wie ich dich an mein Herz drücke, lieber Unsichtbarer!“[84] Aber dieser letzte Brief des Jahres 1775, und der letzte auf lange hinaus, schließt mit ahnendem mystischem Klang; Jacobi fühlt den nie rastenden Gang alles Lebens, das nichts beständiges, nur immer neues bringt: „Ja neue Himmel und neue Erden, und da müssen erst die Sterne fallen und die Sonne sich verfinstern und der Mond zu Blut werden“.[85]

Er stand schon allein, als er das Kind seiner Muse, den „Allwill“, der auf den Ansporn und mit dem Segen des großen Freundes begonnen war, der Öffentlichkeit zur Kritik übergab. Bevor die Anfänge des „Allwill“ im Septemberheft 1775 der „Iris“ erschienen, hatte Goethe das Manuskript übersandt bekommen. Er gab es an Johanna Fahlmer zurück mit dem Bemerken: „ich möcht nicht gern daß es gedruckt würde, und doch sind so gute Sachen drinn“.[86] Stieß er sich vielleicht an gewissen Ähnlichkeiten, die er selbst mit Eduard Allwill gemein hatte? Hat Jacobi daraufhin den Brief Allwills an Luzie, der unter dem Eindruck von Goethes Persönlichkeit verfaßt sein muß[87], unterdrückt und erst im Jahre 1776 bei dem Wiederabdruck des Allwillfragmentes im „Teutschen Merkur“[88] veröffentlicht? Es wäre von Goethe — angesichts der „Stella“ — ungerecht gedacht, von Jacobi aber sehr freundschaftlich entgegenkommend gehandelt gewesen.

---

[84] 12. August 1775, GJ 51 f.
[85] GJ 53.
[86] DjG V, 294.
[87] Vgl. Schwartz, S. 7.
[88] IV, 233 ff.

Wieweit Goethe zu der Figur des Eduard Allwill Modell gesessen[89], wieviele Züge Jacobi seiner eigenen Jugend entlehnt hat, soll hier nicht untersucht werden. Auch kann hier nur darauf hingewiesen werden, daß Jacobi viele Briefstellen aus seinem wirklichen Briefwechsel in gering geänderter Form in den Roman übernahm.[90]

Goethes Urteil über den „Allwill" lautete anfangs freundlich: „Wenn Sie Allwill's Papiere in einem Feuer fortschreiben könnten, sagt Göthe, und Wieland mit ihm, so würde es ein gar herrliches Werk werden".[91] Es wandelte sich aber sofort nach dem Erscheinen der erweiterten Fassung im „Teutschen Merkur" 1776, die ebenfalls fragmentarisch war und den eigentlichen Charakter des ganzen Werkes noch im unklaren ließ. Goethe äußerte zu Wieland, Jacobi gleiche dem Besitzer eines Marmorbruches, der aus Bequemlichkeit oder Ungeduld anstatt schön behauener großer Steine nur Schotter zutage fördere. Nur auf dem Umweg über Wieland hörte Jacobi etwas von Goethes Meinung über den „Allwill". Die Figur der Amalia, unter der er deutlich Frau Betty hervorfühlte, fand seinen Beifall, sowie auch wir sie heute als die bestgelungene Figur des Romans empfinden. Im übrigen war es eine Ironie des Schicksals, daß Wieland nun der Mittler zwischen Goethe und Jacobi wurde. Wieland und Goethe vertrugen sich so gut in Weimar, wie es niemand geglaubt hatte, und Jacobi war fast ein wenig darüber enttäuscht. Es mußte ihm weh tun, nur immer von einem Dritten über den einstigen Freund zu hören. Goethe ließ die Tatsache, daß der „Allwill", der anonym erschien, anfangs ihm zugeschrieben wurde, unberührt. Sehr lakonisch schreibt er an Lavater:

---

[89] Vgl. J. Kühn, Der junge Goethe im Spiegel der Dichtung seiner Zeit, Heidelberg 1912 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, neue Folge, Band I).

[90] Vgl. Schwartz S. 8.

[91] Wieland an Jacobi, 10. November 1775, JaB 1, 229.

„Allwill's Briefe sind von Fritz Jacobi, nicht von mir“.[92] Als im Dezember im „Teutschen Merkur“ der Brief Luziens über die Genies erschien, der Goethe höchlich befremden mußte, meldete Wieland zum letztenmal von Goethes Anteilnahme am „Allwill“: „Was Göthe zu den drey letzten Briefen gesagt hat? — Nichts! —“.[93] Auch sonst war die Kritik von seiten anderer am „Allwill“ nicht allzu lebhaft. Danach ließ Jacobi den Roman längere Zeit liegen; erst im Jahre 1781 bearbeitete er ihn für die Ausgabe seiner „Vermischten Schriften“.[94] „An den mißlungenen Versuchen „Allwill“ und „Woldemar“ hatte er gesehen, daß das Rezept Goethes, innere Konflikte durch ihre dichterische Darstellung zu überwinden, doch nicht für jedermann tauge.“[95] Die weiteren Schicksale des „Allwill“ lassen wir aus den Augen; von „Woldemar“ ist noch zu reden.

Das erste Dokument über diesen zweiten Roman Jacobis stammt erst aus dem Jahre 1777 und ist ein begeistertes Antwortschreiben Wielands, der den Empfang des Woldemarmanuskriptes, soweit es damals vorlag, bestätigte.[96] Doch muß die Entstehungszeit in die Jahre 1774 bis 1776 gelegt werden, worauf uns auch die zitierte Widmung Jacobis an Goethe in der Ausgabe des „Woldemar“ von 1794 hinweist. Der Beifall kluger, wie einfacher Beurteiler, den der Roman nach Erscheinen der ersten Buchausgabe von 1779 erhielt, wurde reichlich aufgewogen durch den Spott, den man sich in Weimar mit ihm leistete. In übermütiger Stimmung vollzog Goethe im Juni oder Anfang Juli 1779 im Park von Ettersburg die berühmte Exekution, die „Kreuzerhöhung“ des „Woldemar“, indem er vor dem fröhlichen Kreise der Weimarer Hofgesellschaft den Schluß des Romans paro-

[92] 16. Sept. 1776.
[93] R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Bd. I, S. 17.
[94] Nur ein Band erschien Breslau 1781.
[95] Schwartz S. 55.
[96] JaB I, 260.

distisch änderte und dann das Buch — wahrscheinlich das ihm von Jacobi geschenkte besonders hübsche Exemplar — unter Abhaltung einer Strafpredigt mit den Deckeln an einen Baum nagelte. Joh. Heinr. Merck wurde schon damals ein beträchtlicher Anteil an der Verspottung Jacobis zugeschrieben; wohl mit Recht, weiß man doch, daß er im Jahre 1776 eine „poetische Epistel . . . in höchst geistreichen aber etwas derben Knittelversen“[97] gegen Jacobi verfaßt hatte. Merck weilte zur Zeit des Streiches in Weimar. Goethes Handlungsweise erklärt sich aus seiner Abneigung gegen alle die Bücher, die sich von jener Empfindsamkeit nährten, die sein „Werther“ üppig hatte erblühen lassen. Dazu rechnete er auch „Allwill“ und „Woldemar“, denn die beiden Romane gehören auch zu den Werken, die im „Triumph der Empfindsamkeit“ zutage gefördert werden. Der Streich mit dem „Woldemar“ blieb nicht lange geheim, schon bald hatten mehrere, dem Weimarer Hofkreise nahestehende Personen davon erfahren, und Jacobi kam die Sache auch zu Ohren. „Jacobi weiß die ärgerliche Anekdote aus Weimar von Woldemar. Er will ihr auf den Grund kommen, und wenn sie wahr ist, kann ein Bruch zwischen ihm und Goethen nicht fehlen“[98], so berichtet Boie, dessen Schwager in Flensburg den verspotteten Roman verlegt hatte, an Sophie La Roche am 24. September 1779. Jacobi hatte sich inzwischen schon selbst an Goethe gewandt in einem großen Anklagebrief vom 15. September: „Du sollst in Ettersburg, in einer Gesellschaft von Rittern, Woldemar und seinen Verfasser auf die entsetzlichste Weise durchgezogen, lächerlich gemacht, und zum Beschluß, — mit einem schön eingebundenen Exemplar dieses Buchs, eine schimpfliche und schändliche

[97] Goethe zu Eckermann, 10. Februar 1829.

[98] Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. Band X. Düsseldorf 1895. S. 252.

Execution vorgenommen haben".[99] Der Brief ist das Zeichen einer großen Enttäuschung, hilflos und ungeschickt in der Anklage gegen den Freund, in der Verteidigung der eigenen Sache, und in der Überzeugung seiner Erfolglosigkeit geschrieben. Goethe antwortete nicht direkt. Er erkannte, daß bei ihrer beider Verschiedenheit, deren Jacobi sich nach seiner Aussage von Anfang an bewußt gewesen sein will, er kaum den rechten Ton gefunden hätte. Durch Johanna Fahlmer, damals schon Frau Schlosser, ließ er dem Freunde berichten, „daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über . . . Woldemar geschwatzt habe".[100] Nachdem aber Drucke der Woldemarparodie aufgefunden wurden[101], kann man daran zweifeln, ob Goethe sie nicht auch „geschrieben" habe. Doch steht der Ausweg offen, daß ein Mitglied der Weimarer Hofgesellschaft eine Nachschrift der einprägsamen Goetheschen mündlichen Parodie angefertigt hat. Über den Druck schreibt die Herzogin Amalia, bezeichnenderweise an Merck, am 4. November 1779: „Unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten Woldemar kann man wohl der Auflagen nicht zuviel befördern. Er ist hier mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten erschienen."[102] Goethe meinte, wie Johanna Fahlmer an Jacobi schrieb, Jacobi hätte bei persönlicher Anwesenheit den Ettersburger Scherz nicht tragisch genommen; er bedauere nun die Veranstaltung weniger um ihres Inhaltes willen,

---

[99] GJ 53 f.

[100] GJ 58.

[101] Goethes Parodie auf Fritz Jacobis „Woldemar", herausgegeben von Carl Schüddekopf, Weimar 1908. Fragmentarische Veröffentlichung bereits von Schnorr von Carolsfeld, Gosches Archiv für Litteraturgeschichte, Leipzig 1869, S. 316 ff.

[102] K. Wagner, Mercks Leben und Streben mit seinen Freunden. Briefe und Biographie. Darmstadt 1835, S. 189.

als wegen der verstimmenden Wirkung auf Jacobi. Bei der Unmöglichkeit, auf den von Jacobi in seinem Brief angestimmten Ton einzugehen, verzichtete Goethe ganz darauf, sich persönlich mit ihm auseinanderzusetzen. Jacobi verstand all das nicht, wollte es wohl auch gar nicht verstehen. In dieser Stimmung ist seine auf den gut gemeinten Brief Johanna Fahlmers gegebene Antwort[103] vom 10. November 1779 geschrieben. In scharfem Ton wendet er sich gegen Goethe, nennt ihn einen „aufgeblasenen Gecken“ mit „eckelhaftem und verächtlichem“ Charakter. „Ich kehre ihm auf ewig den Rücken zu“, verschwört er sich, „sein eigener Geist sei mit ihm und lasse ihn glücklich seyn ohne Gott, ohne Freund, und ohne Tugend.“ Auch eine Antwort von Goethe verbittet er sich: „Es wäre auch höchst albern und höchst unverschämt von ihm gewesen, wenn er mir eine geschrieben hätte“. Er schließt seinen Erguß an Johanna Fahlmer: „Und so möge der gute, brave, große Goethe hinziehen in Frieden, und ziehe ihm nach wer Lust hat. Ich danke Gott dafür, daß wir geschiedene Leute sind ... so hat das Lied ein Ende.“ Das Lied hatte aber noch lange kein Ende, insofern als der gekränkte Jacobi, der entgegen seiner Versicherung an Johanna Fahlmer noch lange nicht über die Sache hinweg war, in maßloser Überschätzung des ihm angetanen Unrechts allen Freunden und Bekannten eine aktenmäßige Darstellung der ganzen Affäre vorlegte[104] und seine Klagen und Schmähungen noch lange nicht sein lassen konnte.

Goethe hat seine ablehnende Haltung zum „Woldemar“ nicht aufgegeben. Aber trotzdem fand er den Weg zu Jacobis Herzen zurück. Bei Bezahlung einer alten Geldschuld aus dem Jahre 1775 schrieb er am 2. Oktober 1782: „Lieber Fritz! Laß

[103] Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft I. Weimar 1914. S. 139 ff. Von Max Jacobi bei der Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Jacobi unterdrückt; einzureihen als Nr. 14a.

[104] Vgl. David, S. 103 ff.

mich dich noch einmal und wenn du dann willst zum letzten Mal so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden... Wenn man älter und die Welt enger wird denkt man denn freylich manchmal mit Wunden an die Zeiten wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Übermuthe die Wunden die man schlägt nicht fühlen kann noch zu heilen bemüht ist."[105] Jacobi antwortete: „Ich umarme dich mit vollem Herzen".[106] Auf der Basis der Jugenderinnerung und einer gegenseitigen rein menschlichen Hochachtung war der alte Bund wieder geschlossen, der nun, wenn auch nicht ganz ungestört, bis zum Tode Jacobis dauern sollte. Goethe war 33 Jahre, als er um die versöhnende Hand des Freundes bat, Jacobi 39. Dem Sturm und Drang, der nur noch in dem jungen Schiller einen verspäteten Fortsetzer finden sollte, waren beide längst entwachsen, und ihre Wege gingen getrennt.

[105] GJ 59 f.
[106] 17. X. 1782, Gj 61.

4. Kapitel.

Das Jahr 1774, das Jacobi die Bekanntschaft Goethes brachte, trug ihm auch noch eine andere ein, diejenige Wilhelm Heinses. Wie Jacobi die Bekanntschaft Wielands durch seinen Bruder Georg gemacht hatte, so war dieser es auch, der den Wielandschüler Heinse mit Fritz Jacobi zusammenbrachte. Es muß von vornherein gesagt werden, daß Jacobi Heinse innerlich niemals so recht nahe gestanden hat, daß er ihm anfangs nicht nur künstlerisch und weltanschaulich, sondern auch persönlich kühl gegenübergetreten war, was sich jedoch im Laufe eines sechsjährigen Verkehrs behob. Was Heinse in den Kreis dieser Betrachtungen zieht, ist der wichtige Umstand, daß die Sturm- und Drangzeit beider Männer — diejenige Heinses rechnet man von 1774 bis 1780, vom Beginn seines Düsseldorfer Aufenthalts bis zu seiner Italienreise — in enger persönlicher Gemeinschaft sich abspielte.

Schon das Jahr 1771 schien Heinse nach Düsseldorf führen zu sollen. Dort suchte man einen Hofmeister für Johann Peter Jacobi, den jungen Stiefbruder von Georg und Fritz, und hatte sich darum an Wieland in Erfurt gewandt. Dieser empfahl in einem Schreiben vom 6. September 1771 [1] den damals 25jährigen Heinse, und zwar so warm, so ausführlich und dringend, daß eine Ablehnung von seiten der Jacobi nur unwahrscheinlich in Frage kommen konnte. Als Wieland Heinse mitteilte, daß er ihn

[1] Joh. Schober, J. J. Wilh. Heinse, Leipzig 1882, S. 23.

für die Düsseldorfer Hofmeisterstelle empfohlen habe, rief dieser aus: „Mit Freuden nehm ich sie an, mein göttlicher Wieland! Mit Freuden“.[2] Auch Gleim wurde gebeten, sich für Heinse bei „der theuren Jacobitischen Familie“ zu verwenden und ihm gute Ratschläge zu erteilen. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit stürzte sich Heinse schon in Phantasien über seinen künftigen Aufenthalt: „O könnt ich nun am Rhein in einer wollüstigen Ruhe Gedanken aus meinem Genie hervorbringen, welche mich . . . würdiger machten, als diese, welche ich bis iezt aus Verzweifelung hervorgebracht habe!“[3] Doch schon zwei Wochen später hatte man in Düsseldorf, wo man einen Theologen haben wollte, gegen Heinse entschieden. „Ja wohl war es nur ein Traum, daß ich nach Düsseldorf kommen sollte! Schreklich hat mich Wieland aus diesem entzückenden Traume heute aufgeweckt!“ schreibt er an Gleim.[4] Vorläufig war es also aus mit Düsseldorf, aber auch hier war aufgeschoben nicht aufgehoben.

Der Erfolg, der Wielands Zeitschriftenunternehmen, dem „Teutschen Merkur“, zuteil geworden war, bestimmte Georg Jacobi, den Plan einer eigenen Zeitschrift, der „Iris“, näher ins Auge zu fassen, zumal er auf die finanzielle Unterstützung seines Bruders rechnen konnte. Ende März 1774 legte er Heinse unvermutet einen Kontrakt vor, der ohne langes Bedenken am 29. März unterzeichnet wurde. Die Bedingungen waren nicht ungünstig, Heinse hatte eine Stellung, erwartete von Düsseldorf auch sonst Anregungen, und so ging er auf die Vorschläge Georg Jacobis ein. Nach einer einen Monat beanspruchenden Reise — Georg Jacobi verband mit ihr eine Art Besuchstournée — langte man am 13. Mai in Düsseldorf an.

Die Zeit, die zwischen der Aussicht des Jahres 1771,

[2] HW IX, 29.

[3] HW IX, 31.

[4] 23. Sept. 1771; HW IX, 32.

nach Düsseldorf zu kommen, und dem Eintreffen daselbst im Jahre 1774 lag, hatte Heinses Entwicklung sehr gefördert. Als Sekretär und Begleiter des Hauptmanns von Liebenstein hatte er Reisen in Deutschland gemacht. Als Geliebter der Elisabeth von Massow, Gattin eines Hauptmanns zu Halberstadt, dessen Sohn er erzog, hatte er seine menschliche Bildung vertieft und verfeinert. Als Schriftsteller hatte er unter anderem seine Petron-Übersetzung, seine Lebensbeschreibung des Tasso, „Die Kirschen“ und „Laidion“ hervorgebracht. Nun lernte er als 28jähriger den 31jährigen Fritz Jacobi kennen.

Das Leben und Treiben, das er in dem idyllisch schönen Pempelfort vorfand, konnte ihm wohl behagen. Wie ein junger Frühlingsgott, in laubgeschmücktem Wagen, den Hut bekränzt, hielt er mit Georg Jacobi seinen Einzug. Betty und die beiden noch kein Dutzend Lenze zählenden Stiefschwestern der Brüder riefen sein Entzücken hervor. Er hatte das Gefühl, daß ihn ein guter Stern nach Düsseldorf geführt hatte.

Schon im folgenden Monat befand sich Heinse mit Fritz Jacobi längere Zeit auf Reisen. Er berichtet an Gleim am 23. Juni: „Ihr lieber Bruder Fritz und ich, streichen an den Ufern des Rhein umher, erst gestern kamen wir von Cöln — wir werden wenigstens noch 3 Wochen in Elberfeld leben“.[5] So hatte Fritz Jacobi ausreichend Gelegenheit, den Dichter der „Laidion“ kennen zu lernen. Von seinem Freunde Wieland war er bald nach Heinses Ankunft ausführlich unterrichtet worden über den „wilden Knaben“. Wieland versuchte Fritz Jacobi zu erzieherischen Maßnahmen an Heinse zu bewegen: „Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben“.[6] Ja er traut ihm zu, Heinse

[5] HW IX, 215.

[6] JaB I, 167.

„zu bekehren, oder vielmehr von seinem Seelen-Priapismus zu heilen“.[7] Man kann, bei aller Schätzung des guten Einflusses, den die Düsseldorfer Zeit für Heinse gehabt hat, sich doch damit zufrieden geben, daß Jacobi nicht der Mann war, das gut gemeinte Erziehungsprogramm Wielands an Heinse auszuführen. Fast möchte es scheinen, als hätte Wieland an der Bändigung des „wilden Knaben“ nur deshalb soviel gelegen, damit er ihn seinen an zahmere Schriftsteller gewohnten Lesern des „Teutschen Merkur“ vorsetzen konnte. Denn an Beiträgen hatte Wieland stets Mangel, und er wäre froh gewesen „vierteljährlich etliche Bogen Prosa oder Verse“[8] von Heinse zu bekommen. Dieser aber hatte mit der „Iris“, die nun bald ins Leben gerufen werden sollte, genug zu tun, soweit er sich nicht in Wald und Feld mit Fritz Jacobi und dessen Familie herumtrieb. Mit großem Entzücken genoß er die „Florentinischen Gegenden des Rheins“[9], und der Jacobische Kreis hatte einen guten Anteil daran, daß er sagen konnte: „Ich lebe hier so glücklich als ein wilder Grieche aus der Atheniensischen Demokratie, ohne die Liebe einer Laidion, nur immer in Teutschland leben kann“.[10] Jacobi nennt er seinen „guten Genius Fritz“[11], seinen „geliebten Fritz Jacobi“.[12] Daß sich die beiden Schwärmer, der heißere Heinse und der stillere Jacobi, in vielen gemeinsamen Vorlieben fanden, hätte zu einem festeren Sich-aneinanderschließen führen können. Da aber trat nach wenigen Wochen ein Mächtigerer dazwischen und beanspruchte Jacobis Denken und Fühlen für sich: Goethe. Heinse stellte keine Ansprüche an Jacobis Zuneigung, so trat er neidlos zurück vor dem größeren

---

[7] JaB I, 168.
[8] JaB I, 168.
[9] An Gleim, 5. Juli 1774; HW IX, 216.
[10] HW IX, 216.
[11] HW IX, 216.
[12] HW IX, 220.

Mitbewerber, den er selbst rasch bewundern und verehren lernte. „Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle“ [13] — das ist Heinses prägnantes Urteil über Goethe, das bald die Runde machte. Auch Goethe interessierte sich für Heinse, er wünschte von ihm ein „Mährchen dessen Stoff wäre wollüstig ohne geil zu sein“ [14] geschrieben zu bekommen, was Heinse auch zusagte. Außerdem erbat er sich einen Brief Heinses über Jabachs Garten in Köln, den sie zu vieren gemeinsam am 24. Juli 1774 besichtigt hatten. An dem Naturfest, das Jacobi in seinem Geburtstagsbrief an Goethe vom 26. August 1774 schildert, nahm Heinse, der ganz zur Familie gerechnet wurde, teil. Seine Lust und Freude an dem freien Leben in der Natur teilte er ganz und gar mit Jacobi. Wie sehr sie darin harmonierten, zeigt der erwähnte Brief.[15] Zu Heinses Kunst nimmt Jacobi allerdings eindeutig ablehnend Stellung: er verdammt „das parfümieren mit Moder und Todten Gerüchen. Am Dichter deucht michs gar unausstehlich, und höchst albern dazu, wenn er überall, all überall Materialismus auskramt. Auch bin ich hässig dem ewigen Persifflieren alles Dings; ist kein Treu noch Glauben dabey.“ [16]

Ein Tagebuch wurde in Düsseldorf für Goethe angelegt, das Jacobi und Heinse abwechselnd führen sollten. Durch Jacobis Vermittlung erhielt Heinse auch ein Exemplar des „Clavigo“ von Goethe geschickt. Tief gepackt wurde Heinse, als ihm im Jacobischen Familienkreise zum erstenmal der „Werther“ vorgelesen wurde. Jacobi hatte „die Ankunft des lieben Buchs heimlich gehalten“ [17], weil er es eine Zeitlang in Ruhe genießen wollte, ehe er es dem zerstörerischen Temperament Heinses auslieferte. Der arme

[13] JaB I, 179.
[14] GJ 31.
[15] GJ 32 ff.
[16] GJ 36.
[17] GJ 39.

Heinse bekam das Buch aber nicht gleich in die Hand, sondern Fritz Jacobi quälte ihn förmlich, indem er ihm Kostproben vorsetzte, die Heinses Verlangen und Bewunderung aufs höchste steigerten. Jacobi schildert den Vorgang selbst ausführlich: „Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter, und wand meinen Mann immer höher und höher, bis er endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, du seyst der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen, als Werthers Leiden“.[18] Heftige Debatten im Jacobischen Kreise schlossen sich noch an das Buch, wobei Heinse scharf hergenommen wurde. Man möchte ihn fast bedauern und Jacobis Benehmen als einen Scherz, der nicht am Platze war, bezeichnen. In der Nacht setzte sich Heinse hin und verfaßte eine Rezension des „Werther“, die Jacobi am andern Morgen um halb neun schon in Händen hatte. Dieser fertigte eine Abschrift für Goethe davon, fand sie aber albern und zum Druck ungeeignet. Demnach wird die in der „Iris“ erschienene Anzeige des „Werther“ von Heinse mit der nächtlich entstandenen Rezension nicht identisch sein. Eine leichte Überheblichkeit Jacobis ist unverkennbar, aus seiner andersartigen Natur und wohl auch aus seiner gesellschaftlichen Stellung jedoch erklärlich. Ganz gerecht ist sein Urteil jedenfalls nicht, wenn er schreibt: „Der arme Rost (= Heinses Deckname) hat kein Herz; seine Seele ist in seinem Blute; sein Feuer ist blose Glut der Sinne. Darum hat seine Laidion mir nie recht behagen wollen; ergötzt hat sie mich ausnehmend; aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohlgethan.“[19] Wieland hatte sich günstiger über „Laidion“ gegen ihn ausgesprochen, wie er es denn überhaupt war, der des öfteren auf die Qualität von Heinses

---

[18] An Goethe, 21. Okt. 1774; GJ 40.
[19] An Goethe, 21. Okt. 1774; GJ 42.

schriftstellerischen Leistungen hinwies, obwohl dieser, wie Wieland scherzend bemerkte, „auch mich zu necken und zu stechen anfängt“.[20] Auch Goethe hatte ein besseres Organ, als Jacobi, für die Eigenart Heinses. Sein Urteil über „Laidion“, ehe er noch wußte, wer der Verfasser war, lautete: „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort vom Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt... Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern.“[21] Heinse kam das Urteil zu Ohren, und er bemerkt dazu mit berechtigtem Stolz: „Das ist etwas Anderes, ...als wenn einen der lange Nickel lobt oder heruntermacht“.[22]

Heinses Tätigkeit an der „Iris“ in Düsseldorf brachte ihn mehr äußerlich als innerlich mit Jacobi zusammen. Fritz mußte in praktischen Dingen, wenn es z. B. um Abonnentenwerbung ging, mit seinem Rate beistehen. Andererseits beteiligte sich Heinse auch mit Beiträgen an Wielands und Fritz Jacobis „Teutschem Merkur“. Der freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Männern blieb trotz ihrer Verschiedenheit und ungeachtet Jacobis starker Bindung an Goethe herzlich. Heinse selbst bestätigt das, indem er erzählt, daß bei seiner schweren Erkrankung im Frühjahr 1775 Jacobi, der verreist war, ihn „mit seiner Ankunft wieder aus dem Todesschlafe geweckt“ habe. Ein gemeinsames, recht geniemäßiges Unternehmen hatten Jacobi und Heinse eine Zeitlang vor. Sie wollten eine Epigrammsammlung herausgeben „und den Kunstrichtern in den Hals werfen“.[23] Dazu wollte Jacobi eine geharnischte Vorrede verfassen, in der die Kunstrichter, d. h. die Vertreter einer rationalistischen Kritik, hart mitgenommen und gänzlich abgelehnt werden sollten. Man kann sich hier an die

[20] JaB I, 196.
[21] HW IX, 222.
[22] HW IX, 222.
[23] HW IX, 248.

„Epistel an die Akademisten“ erinnert fühlen, in der ein gleiches Thema von Jacobi behandelt worden war. Zu der geplanten Epigrammsammlung ist bemerkt worden, daß es sich hier um ein ähnliches Unternehmen, wie Goethes und Schillers Xenien gehandelt habe.[24] Man darf hinzufügen: aber wohl derber in der Form und schwächer im Geist. Geworden ist aus dem Plane nichts.

Die Düsseldorfer Gemäldegalerie, die schon von jeher einen Anziehungspunkt für Heinse gebildet hatte, konnte er besonders häufig besuchen, als Jacobi zur Herstellung seiner Gesundheit im Sommer 1775 in Aachen weilte. Der einzige erhaltene Brief Heinses an Jacobi vor 1780[25] berichtet davon. Als in der „Iris“ der Anfang des „Allwill“ anonym erschien, wollte Wieland auch auf Heinse als Verfasser raten, ließ den Gedanken jedoch sofort fallen. Wie fern sich nach anderthalb Jahren Jacobi und Heinse innerlich noch standen, zeigt Jacobi deutlich in einem Brief an Wieland vom 23. November 1775: „Niemand vermag ihn die Zeit über, welche er hier zugebracht hat, einer eigentlichen Sünde zu zeihen, und dennoch konnte niemand von uns je ein rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Er ist ein ganz sonderbarer Mensch, der mir noch immer zu rund ist, so viel Treffendes ich auch über seinen Charakter zu sagen wüßte.“[26]

Zum „Allwill“ äußerte sich Heinse sehr bemerkenswert. Er sprach es zum großen Leidwesen Jacobis offen aus, daß es sehr nahe liege, die im „Allwill“ geschilderten Familienverhältnisse auf seine eigenen zu übertragen und in der Figur Clerdons eine Selbstbespiegelung zu sehen. Eine

---

[24] Rob. Hassencamp, Beiträge zur Geschichte der Gebrüder Jacobi, IV. Die Beziehungen Joh. Jac. Wilh. Heinses zu den Gebrüdern Jacobi. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, Band XII, Düsseldorf 1897, S. 229.

[25] JaB I, 222 f.; HW X, 353 f.

[26] JaB I, 231 f.

Wahrnehmung, die auch von anderen gemacht wurde, und die ihre relative Gültigkeit noch immer hat. Heinse, der mitten in dem Kreis der Jacobischen Familie lebte, konnte natürlich leicht auf den Gedanken kommen. Eine andere als höchstens künstlerische Kritik lag ihm aber dabei fern. Er schätzte seinen Düsseldorfer Aufenthalt sehr hoch ein, und würde ihn, wie er Jacobi unter Tränen versicherte, auch dann nicht aufgegeben haben, wenn er nichts als Wasser und Brot dabei verdiente. Auch Georg Jacobi gegenüber rühmt er mit dankenden Worten das Glück, das ihm in Düsseldorf zuteil geworden war: „Genuß und Leben und Weben unter der besten Familie“, „Elysium selbst“.[27] Den mit Georg Jacobi geschlossenen Vertrag löste Heinse im Januar 1776, nachdem ein Jahrgang der „Iris“ erschienen war. Das Unternehmen hatte in Georg Jacobi nicht den richtigen Leiter, was Heinse wohl bemerkte, auch Freunden gegenüber in sehr kräftigen Ausdrücken aussprach. Über sein weiteres Schicksal machte er sich keine Sorgen, da er sich auf Fritz Jacobis Freundschaft verließ: „Solang ich unter Fritzens Augen bin, des edlen Mannes voll Griechengefühl und Götterkraft, werd' ich nie verwelken“.[28] Er gedachte der „Iris“ seine Beiträge nicht zu entziehen und auch weiterhin in den „Teutschen Merkur“ zu schreiben. Wie aus vorstehendem erhellt, legte Heinse keinen Wert mehr auf engere Beziehungen zu Georg Jacobi, sondern hielt sich nur noch an Fritz. Diese kleine Verschiebung fällt zeitlich zusammen mit dem Lockerwerden des Freundschaftsbundes zwischen Goethe und Jacobi, so daß letzterer sich aus diesem rein äußeren Grunde Heinse mehr zuneigte. Der persönliche Verkehr in den alten herzlichen Formen hielt weiter an. Wir hören von gemeinsamen winterlichen Schlittschuhpartien und heiteren sommerlichen Festen, bei

---

[27] HW IX, 259.
[28] HW IX, 258 f.

deren Gelegenheit Heinse auch die Bekanntschaft Johanna Fahlmers machte. Daneben bemühte sich Jacobi auch eifrig, dem Freunde für Verdienst und ausreichenden Unterhalt zu sorgen. Er hoffte, ihm eine Hofmeisterstelle zu verschaffen, woraus aber nichts wurde. Um das Erscheinen von Heinses Übersetzung des „Befreiten Jerusalem“ sicherzustellen, hatte Jacobi einen Subskriptionsplan entworfen, von dem er sich Erfolg versprach. Er stellte aber das Unternehmen gerade dadurch in Frage, denn kein Mensch wollte nach dem Reinfall mit Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ mehr auf ein unbekanntes Werk subskribieren. In seiner finanziell unsicheren Lage fühlte sich Heinse nicht sehr behaglich. Jacobi unterstützte ihn zwar, konnte aber, ehe er die Erbschaft seiner Frau antrat, selbst nicht allzuviel tun, da seine Verhältnisse nicht die besten waren. Deshalb erwog Heinse, schon im Herbst 1776 Düsseldorf zu verlassen, weil es ihm einerseits ein zu teurer Aufenthalt schien, ihn andererseits nicht genügend mit den schriftstellernden Zeitgenossen in Verbindung brachte. Allerdings stimmte ihn die Aussicht, mit Fritz Jacobi in den Wintermonaten 1776/77 nach Mannheim zu ziehen und dort „Musik und Komödie, Tanz und Oper“[29] zu genießen, um, und er blieb weiter in Düsseldorf. Während Fritz Jacobis Badeaufenthalt im Sommer 1776 entstanden Heinses berühmte Gemäldebriefe aus der Düsseldorfer Galerie, die im „Teutschen Merkur“ abgedruckt wurden, ebenso wie die folgenden des Sommers 1777.

Wieland war über Heinses Mitarbeit am „Teutschen Merkur“, dem ja immer Beiträge mangelten, sehr erfreut, ja er schrieb sogar an Jacobi: „ich weiß mir nicht zu helfen, wenn Du nicht Mittel findest, Heinse auf eine Zeitlang für den Merkur in Activität zu setzen“.[30] Er beabsichtigte,

---

[29] HW IX, 279.
[30] JaB I, 277.

Heinse mit Jacobis Hilfe auf ein halbes Jahr für die Zeitschrift fest anzustellen. Jacobi antwortete, daß Heinse bei dem Grafen C. F. v. Nesselrode, mit dem er ihn bekannt gemacht hatte, auf dem Lande sei. Falls er Wielands Angebot annehme, müsse er reichlich bezahlt werden. Von dem fröhlichen Leben auf des Grafen Nesselrode Gut gibt Heinse ein anschauliches Bild in einem Brief an Gleim vom 30. Dezember 1777. Darin erfahren wir auch, daß Heinse mit Jacobi und dem jungen Grafen im Sommer 1777 einen Abstecher nach Köln machte, als dort die Seylersche Schauspielertruppe gastierte. Mit dem Grafen blieb er dort, ehe er auf dessen Güter mitging, einen Monat, und hatte, wie er sagt, „großen Jubel mit den Seylerischen Sängerinnen... und den andern Acteurs und Actrizen“.[31] Daß bei aller Herzlichkeit und Gemeinsamkeit eine gewisse Kluft zwischen Jacobi und Heinse weiter bestand, die, weil sie einfach prinzipieller Natur war, schwer zu überbrücken war, zeigen uns Jacobis gelegentliche Äußerungen an Wieland, dem er sich als nahem Bekannten Heinses anscheinend anvertrauen mochte. So schreibt er einmal, ehe er sich mit Wieland überwarf, am 29. Oktober 1777 über Heinse: „Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhafter lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil sein Herz ächter, reiner Liebe unfähig ist. Daß er übrigens viel Geist, viel Talent hat, wissen wir. Auch seinen Charakter schätze ich; er hat weit mehr Gutes als Böses, und wirklich viel Edles in der Anlage. Aber es ist nicht in diesem Menschen, irgend etwas aus der Fülle zu thun.“[32] Jacobis Urteil ist, was die Prognose für Heinse als Dichter anlangt, nicht nur sehr interessant für ihn selbst, sondern auch vom Standpunkt des Jahres 1777 unrichtig. Heinses Jahre der Reife in Italien haben es später noch deutlicher widerlegt.

---

[31] HW IX, 373.
[32] JaB I, 280.

Um die Wende des Jahres 1777 war es mit der Freundschaft Wielands und Jacobis aus. Auch Heinse, der freundlicherweise dem nach Beiträgen jammernden Wieland auf Ersuchen von Jacobi einen Teil seiner Ariostübersetzung für den „Merkur“ überlassen hatte, wurde von Wieland vor den Kopf gestoßen. Jacobi erregte sich sehr über diese Taktlosigkeit, schwieg dann aber auf Bitten Heinses. Von Goethe vernachlässigt, von Wieland getrennt, war Jacobi immer stärker zu Heinse gedrängt. Immer deutlicher tritt auch jenes Unternehmen Heinses hervor, das ohne Jacobis offene Freundeshand wohl nie hätte zustande kommen können: die Italienreise. Aber noch war es nicht an der Zeit. Im Sommer 1778 hinderten sowohl eine Erkrankung Heinses, wie eine längere Abwesenheit Jacobis die Abreise. Das Jahr 1779, in dem Jacobi mehrere Monate in München weilte, schien günstiger, aber auch die Ende Mai dieses Jahres geplante Abreise verschob sich noch einmal um ein Jahr. Die Zwischenzeit brachte Heinse „lyrischen Champagner“[33], „Kabilliau mit Austerbrühe“ und „himmelsüßen Kapwein“[34] im Hause des gastlichen Freundes, aber auch reiche Gelegenheit zu „Gesprächen, wo Plato und Alcibiades selbst ein Wörtchen mit drein gesprochen haben würden“.[35] Daneben weilte er wieder bei dem Grafen Nesselrode. Wenn er in Düsseldorf war, hütete er Jacobis Stadtwohnung, während der Freund in Pempelfort residierte. Zuweilen machten sie gemeinsame Spaziergänge, die sich unter der Fülle der Gespräche und des Gedankenaustauschs lange ausdehnten, oder brachten ihre Zeit am Schachbrett zu. Für das Jahr 1780 endlich war die Reise nach Italien bestimmt festgesetzt. „So bald nur der Boden wieder grün wird, reis ich im Frühjahr nach der Schweitz und über die

[33] HW IX, 382.

[34] HW IX, 386.

[35] HW IX, 382.

Alpen"[36], schreibt Heinse an Gleim am 14. September 1779. Die Ariostübersetzung Heinses lag Anfang 1780 als vorläufiger Abschluß seiner literarischen Arbeiten fertig vor, und ihm selbst wurde im Frühling dieses Jahres noch „manche Stunde weggezaubert" — da das Jacobische Haus voll reizenden Besuches war — „mit lauter Tanzen Singen und Musizieren".[37] Im Juni ging die Reise los, zum weitaus größten Teil von Fritz Jacobi finanziert. Wenn sich Jacobi über Heinses Italiensehnsucht auch anfänglich ein wenig lustig gemacht hatte[38], so hatte er doch genügend Verständnis für die großen Bildungsmöglichkeiten, die sich Heinse in Italien darboten, um den heißesten Wunsch des Freundes zu erfüllen. Es war der schönste Freundschaftsdienst, den Jacobi Heinse leistete, eine Tat, deren Ausbleiben Heinses Entwicklung der Verkümmerung preisgegeben hätte.

Nach drei vollen Jahren erst kehrte Heinse nach Deutschland zurück und nach Düsseldorf. Hier zerriß die Trennung nicht das Freundschaftsband, wie einst zwischen Goethe und Jacobi. Nur eine langsame stetige Entwicklung zur Reife führte die beiden Männer, die den Vierzigen nahe waren, immer mehr und deutlicher auseinander, nachdem sie sechs Jahre nebeneinander gelebt hatten. Die Spuren dieser gemeinsamen Zeit von 1774 bis 1780 scheinen nicht wahrnehmbar an den Anschauungen und Gesinnungen der Freunde. Wir dürfen annehmen, daß sie sich gegenseitig an Ideen und Anregungen viel bieten konnten, daß aber aller Einfluß des einen auf den andern nur in leisen Ausgleichungen scharfer Gegensätze von Welt- und Kunstanschauung bestand. Ein Mehr verhinderte ihre grund-

[36] HW IX, 411.

[37] HW IX, 416.

[38] „Heinse will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da meint er da säß es", schreibt Jacobi an Merck, 8. Juli 1778 (Wolff II, 128).

sätzliche Verschiedenheit. Sie waren vielleicht das ungleichste Freundespaar, das die Geschichte des Sturms und Drangs aufzuweisen hat.

Nach drei weiteren Düsseldorfer Jahren von 1783 bis 1786 führte das Schicksal Heinse hinweg nach Mainz als Vorleser und Bibliothekar des Kurfürsten F. C. v. Erthal. Von dem nach Heinses Weggang geführten Briefwechsel mit Fritz Jacobi ist nichts erhalten. Was Heinse von der freundlichen Düsseldorfer Zeit der Jahre 1774 bis 1780 im Hause Jacobis mitnahm für sein künftiges Leben war — in jedem Sinne des Wortes — Bildung.

5. Kapitel.

Die Frage, ob denn F. H. Jacobi seinem Wesen, seiner Welt- und Kunstanschauung nach ein Stürmer und Dränger gewesen ist und wieweit er sich im Gegensatz zur Geniebewegung[1] befand, ist nicht ohne Schwierigkeit klar zu beantworten. Fest steht nach dem in den vorigen Kapiteln Gesagten, daß starke äußere Zusammenhänge mit Vertretern des Sturms und Drangs vorhanden sind; auch, daß aus diesen äußeren Zusammenhängen unleugbar innere Zusammenhänge geworden sind. Aber inwieweit entsprachen diese Bindungen, die, wie wir sehen werden, keinen allzulangen Zeitraum einnehmen, Jacobis Wesen und Veranlagung? Es ist sogar behauptet worden: „Soweit er ... ein Stürmer und Dränger ist, soweit bleibt er es auch sein ganzes Leben hindurch, auch als jene Bewegung längst verraucht war“.[2] Diese Behauptung besteht nur dann zu Recht, wenn man Jacobis Eigenschaft als Stürmer und Dränger sehr allgemein faßt und ihm die Bezeichnung mehr im typologischen als geistesgeschichtlichen Sinne zuteil werden läßt. Denn es muß entschieden darauf hingewiesen werden, daß nicht nur Goethe und andere den Sturm und Drang überwanden, sondern auch Jacobi bereits 1776 der Sturm- und Drang-Ethik skeptisch gegenüber stand und sie schließlich im Verlauf seiner eigenen Entwicklung ablehnte. So daß

---

[1] Über das Wesen der Geniebewegung vgl. vor allem H. A. Korff, Geist der Goethezeit, I. Sturm und Drang, Leipzig 1923.

[2] Schwartz S. 33.

also nicht etwa das Fortschreiten Goethes und das Stehenbleiben Jacobis im Sturm und Drang die Begründung für die Auflösung des Freundschaftsverhältnisses sein kann.

Wie im ersten Kapitel gezeigt wurde, mußten die Ideen des Sturms und Drangs bei Jacobis persönlichen Anlagen auf bereiteten Boden fallen. Bei aller Verehrung und Begeisterung, die Jacobi Rousseau entgegenbrachte, muß man, selbst angesichts seines Ausspruchs „Il faut marcher avec la nature“[3], bezweifeln, ob das Rousseauische „Zurück zur Natur!“ in seiner weitestgehenden Konsequenz der gemeinsame Berührungspunkt gewesen ist. Einen Kampf gegen die Kultur hat Jacobi nicht geführt. Seine Persönlichkeit paßt auch noch zu gut in den Geist der Rokokokultur, als daß man es glauben könnte. Was Jacobi bei Rousseau fand, ihn mit dem Sturm und Drang verband, und noch darüber hinaus als Grundstimmung seiner spätesten Philosophie fortbestand, was ihn also vornehmlich — und vielleicht allein — zum Stürmer und Dränger machte, war die Auflehnung gegen den Despotismus des Verstandes, dem er für seine Person den einem Erkenntnis vermittelnden Organ gleichzusetzenden Glauben entgegenstellte. Wir sehen schon hier, daß sich Jacobi mit den Stürmern und Drängern zunächst in der Verneinung trifft. Rousseaus Schlachtruf[4] richtete sich gegen die Kultur, Herders und Goethes Auflehnung gegen die rationalistische Kunstauffassung. Jacobi geht von einem philosophisch-religiös gefärbten Standpunkt aus und steht damit etwa neben Lavater an der Außenseite der Bewegung, genau so wie Hamanns Bibelgläubigkeit eine durchaus sekundäre und persönliche Angelegenheit war, mit der er keine Schule machte. Auch Jacobi steht allein da mit seiner Philosophie des Glaubens, sowohl in der Sturm- und Drang-Periode, wie später in der klassischen Periode, wo sie sich wesentlich gewandelt hatte. Erst die Romantik mit

---

[3] JaB I, 44.

[4] Man soll ihn bei Rousseau vergeblich suchen!

ihren religiösen Problemen rückt dem Geist Jacobis näher, und nur so kann ich es verstehen, wenn man „bei Fritz Jacobi... zum erstenmal den vielstimmigen Akkord des romantischen Charakters geprägt“ sehen soll.[5] Wir machen hier wieder die schon oft gemachte Erfahrung, daß sich vom Sturm und Drang bis hin zur Romantik ein großer Bogen schlagen läßt, und dies scheint die Berechtigung einer umfassenden Anschauung des „Geists der Goethezeit“ auch an dem Beispiel Jacobis recht anschaulich darzutun. Hier haben wir es jedoch nur mit einer Untersuchung über Jacobis Zusammenhänge mit der zeitlich und begrifflich ungefähr begrenzten Sturm- und Drang-Epoche zu tun.

Die deutsche Sturm- und Drang-Bewegung geht aus von einer Revolution der Kunst. Sie wird im wesentlichen repräsentiert in der Dichtung. Jacobi gehört nicht zu den künstlerischen Repräsentanten, wenn auch er und andere es eine kurze Zeit geglaubt haben mögen; seine Bindung an die Bewegung liegt auf weltanschaulichem Gebiet. Man versteht schon bei Betrachtung der Jugendentwicklung Jacobis, daß er eine Weltanschauung, die keinen Glauben, sondern nur Vernunft wollte, nicht teilen konnte. Wer den Rationalismus angriff und dafür einen Irrationalismus setzte, hatte Jacobi für sich. Und es war ein für Jacobi günstiges Zusammentreffen, daß die Anfänge der Bewegung nicht von einem künstlerischen, sondern von einem philosophischen Kopf, Rousseau, ausgingen, und er so mehr unmittelbar teilzunehmen in der Lage war, als wenn er erst die Schale einer künstlerischen Form hätte durchschlagen müssen, ehe er zu dem weltanschaulichen Kern gelangt wäre. Auch daß Rousseau ein geistreicher Franzose war, ist nicht gleichgültig gewesen, und weiterhin, daß Rousseau selbst nicht frei von letzten Spuren des Rationalismus war. Denn auch bei Jacobi finden wir solche wieder, besonders auffällig in

---

[5] H. Cysarz, Deutsche Barockdichtung, Leipzig 1924, S. 277.

der Ethik des „Woldemar“, wo in dem „Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit“ (1779) die Vernunft im Sinn der Aufklärung zum Grundpfeiler eines sittlich hochstehenden Daseins erklärt wird.

Die Unzulänglichkeit rationalistischer Kunstauffassung, die der eigentliche Angriffspunkt des Sturms und Drangs war, wurde Jacobi recht eigentlich erst an einem Beispiele klar, dem „Werther“. Ihm selbst war die Kunst nicht der Mittelpunkt alles Innenlebens, er mußte erst an sie, d. h. die Sturm- und Drang-Dichtung, herangeführt werden. Und wenn er selbst sich nun künstlerisch versuchte, so nimmt es nicht Wunder, daß wir manche Abweichungen, ja Gegensätze zur irrationalen Kunst entdecken werden. Während dem Irrationalisten die Kunst ein Selbstzweck war, war sie dem Rationalisten ein Mittel zum Zweck. Über den „Allwill“ schreibt Jacobi: „So wurde die Allwillsche Briefsammlung fast unwillkührlich begonnen, um Gedanken und Gefühlen zu ihrem Seyn ein Bleiben zu verschaffen“[6] (der Ton liegt auf „begonnen“!). Dies ist ein echter Zug des Sturms und Drangs und trägt die Spuren von Goethes Anregung zur Schriftstellerei. Aber schon von dem zweiten erweiterten Abdruck an, der im „Teutschen Merkur“ von 1776 erschien, diente der „Allwill“ der Auseinandersetzung mit weltanschaulichen Problemen. Allerdings Problemen der Sturm- und Drang-Ethik, aber um sie zu ungunsten eben dieser Ethik zu entscheiden. Bezeichnend dafür ist die Behandlung der Figur Allwills: Seine auf der Grundlage des selbstherrlichen Gefühls sich aufbauende Persönlichkeit, seine Eigenschaften als Genie — ursprünglich in bejahendem Sinne von Jacobi gezeichnet — werden einer verwerfenden Kritik unterzogen. Der „Woldemar“ enthält überhaupt keine positiven Sturm- und Drang-Tendenzen. Wenn wir bei Jacobi solche suchen, die nur um ihrer selbst und nicht um

---

[6] An Hamann, 16. Juni 1783; JW I, 365.

einer Polemik willen dargestellt sind, so sind wir auf die erste („Iris"-)Fassung des „Allwill" beschränkt, abgesehen von den von Anfang bis zu Ende konsequent gezeichneten Frauengestalten Amalia und Sylli in diesem Roman. Merkwürdig könnte berühren, daß in der letzten Fassung des „Woldemar" (1796) in dem großen philosophischen Gespräch wieder Grundanschauungen des Sturms und Drangs auftauchen. Dies beweist aber nur, wie stark Jacobi mit den Tendenzen der Geniebewegung innerlich übereinstimmte. Die Eigentümlichkeit der Sachlage erklärt sich aus folgendem. Durch Rousseau und Spinoza auf den Sturm und Drang vorbereitet, wurde er durch Goethe erst eigentlich hineingeführt. Eine ausschlaggebende Rolle spielten dabei persönliche Momente, die leidenschaftliche Hingabe Jacobis an den großen Stürmer und Dränger. Alle von Goethe vertretenen Ideen schienen groß und gut, solange Goethe selbst groß und gut schien. Aber die schnelle Abkühlung des Verhältnisses, für die Jacobi kein Verständnis hatte, machte ihn irre an den Ideen, die der Freund gepredigt und persönlich vertreten hatte. Man ersieht es daraus, daß Jacobi einmal schreibt: „Nichts kömmt dem Eindrucke gleich, den ein Mensch wie ich, davon empfängt, wenn ihm, in einem Menschen wie Göthe, etwas zum Gräuel wird".[7] Wir haben damit den Schlüssel zu Jacobis Wandlung und der Änderung der Tendenz des „Allwill" in der Hand. So kann man dem auch zustimmen, wenn gesagt worden ist: „Ist das extrem Kraftgenialische im ‚Allwill' nicht als parodistisch konzipiert, so ist es doch zweifelsohne bereits in parodistischer Absicht veröffentlicht".[8] Jacobi zog sich auf den ihm sicherer dünkenden Boden der alten Anschauungen des Rationalismus zurück, nachdem er an den neuen Ideen einen — scheinbaren, weil zu persönlichen — Schiff-

[7] Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft I, 140.
[8] David S. 22.

bruch erlitten hatte. Wie persönlich Jacobi beeinflußt war, davon gibt sein Schmähbrief über Goethe an Johanna Fahlmer vom 10. November 1779[9] Kunde. Wir dürfen die in diesem Schreiben ausgesprochenen Empfindungen auch für die drei vorangegangenen Jahre, wenn auch in gemäßigterer Art, voraussetzen. Die Abkehr Jacobis findet darin ihren Ausdruck, daß sowohl im „Allwill“ wie im „Woldemar“ die Souveränität des Herzens gestürzt wird, und an ihre Stelle wieder die Vernunft eingesetzt wird.

Die Kunstäußerungen des Sturms und Drangs haben vornehmlich die Form des Dramas. In Abstand folgt die lyrische Form, wobei die Ballade — eben wegen ihres dramatischen Gehalts — eine Vorzugsstellung einnimmt. Auf epischem Gebiet war es nur einem universellen Genie vorbehalten, eine Leistung zu zeitigen; es war der „Werther“. Wenn Jacobi also ein Vorbild suchte, oder benutzte, so geriet er zwangsläufig immer wieder an dieses Buch. Es ist ihm des öfteren zugestoßen, für einen Nachtreter Goethes gehalten zu werden. Ja, Goethe war selbst nicht frei von dieser Vorstellung, da er im „Triumph der Empfindsamkeit“ auch „Allwill“ und „Woldemar“ zitiert. Wohl liegt die Form der Jacobischen Romane auf der Linie Richardson—Rousseau—Goethe, auch ihr Inhalt und Gehalt zum Teil. Aber ein bewußter Nachahmer Goethes war Jacobi kaum. Er verwehrt sich selbst einmal dagegen in einem Brief an Sophie La Roche vom 19. April 1777: „Sie irren, meine Freundin, wenn Sie glauben, daß ich Göthe nachahme. Daß man in ganz Deutschland meine Productionen Göthe zugeschrieben hat, kommt bloß daher, daß man auf niemand anders zu rathen wußte. Meine Schreibart kommt vielleicht Lavater's Schreibart näher als Göthe's. Es ist mir nie eingefallen, Vergleichungen darüber anzustellen. Ich suche meine Ideen und Empfindungen so richtig

---

[9] Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft I, 139—144.

und so lebhaft darzustellen, als ich es in meiner Muttersprache vermag; dieß ist meine einzige Regel und meine einzige Prätension.“[10] Trotzdem ist der von Jacobi unbewußt aufgenommene Einfluß Goethes auf seine Schriftstellerei, sowohl „Allwill“ wie „Woldemar“, recht groß gewesen.

Es ist kein Zufall, sondern ein psychologisch ganz einleuchtender Vorgang, daß Jacobi die Romanform wählte, um seine Gefühle und Gedanken auszudrücken. Einen Dramatiker kann man sich in ihm bei seiner weichen Gemütsart kaum vorstellen. Vielleicht eher einen Lyriker; jedoch hat er sich, so viel wir wissen, nicht in lyrischer Form versucht. Die von Jacobi gewählte Form mit ihren großen zeitgenössischen Meistern Richardson, Rousseau und Goethe schloß von selbst eine ganze Kategorie von Sturm- und Drang-Motiven aus, wobei jedoch Jacobis persönliche Beanlagung eine gleichwertige Komponente bildete. Gemeint sind alle hochdramatischen Effekte, alle schauerlichen Begebenheiten, alle extrem kraftgenialischen Charaktere, wie man sie etwa bei Friedrich Maximilian Klinger zuhauf findet. Das alles lag Jacobi persönlich schon gar nicht, andererseits war es nicht üblich, diese Motive in epischer Form zu verwenden. Dazu kommt, daß Jacobi alles, was irgend nach Handlung aussieht, in seinen Romanen direkt stiefmütterlich behandelt. Man denke etwa an den Tod des alten Hornich im „Woldemar“. Verhältnismäßig gut meisterte er die Form noch im „Allwill“, wo mit dem Briefroman die äußerste Grenze subjektivistischer Epik erreicht war. Der „Woldemar“ hingegen, der in der dritten Person geschrieben ist, macht einen formal höchst mangelhaften Eindruck. Frei von Briefen, die als willkommenes Mittel intimster Seelenschilderung dienen, ist auch dieser Roman nicht. An Anschaulichkeit läßt er alles zu wünschen übrig,

[10] JaB I, 259.

obwohl er sich mit der Darstellung in der dritten Person an die Schlußpartien des „Werther“ als Vorbild gehalten hat.[11]

Daß die Romane Jacobis Bekenntnisbücher im Sinne des „Werther“ seien, wird niemand einfallen zu behaupten. Indes haben sie doch Erlebnisgrundlagen. Man erinnert sich an früher Gesagtes gelegentlich des Stella-Woldemar-Themas. Jedoch ist schwer zu trennen zwischen Erlebnis und Modell. Die Figur Allwills trägt zunächst deutlich die Spuren des Erlebnisses Goethe, vermischt mit Jacobischen Selbsterlebnissen aus seiner Jugendzeit. Aber im Verlauf der Entwicklung des Allwill-Romans wird Goethes Person und Jacobis Erlebnis an ihr zum Vorwurf, zum Demonstrationsobjekt der Verwerflichkeit einer geniemäßigen Moral. Ebenso ist schwer zu trennen bei den andern Personen des Romans. Wieweit hat Betty Jacobi zu der Figur der Amalia Modell gesessen?[12] Wieweit wurden Erlebnisse zum treibenden Motiv der Amalia-Darstellung? Diese Fragen lassen sich bei allen anderen Personen des Romans wiederholen. Sie sind wohl so zu beantworten, daß die Konzeption der Darstellung erlebnismäßig im Sinne der Sturm-und-Drang-Dichtung gewesen ist, daß jedoch aus mangelnder Schöpferkraft Jacobi immer wieder, wie der Maler, zum Modell greifen mußte. Beim „Woldemar“ ist das Problem überhaupt nur in bezug auf das Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen aufzuwerfen, das Erlebnisgehalt zu besitzen scheint. Die viel farblosere Darstellung klammert sich an literarische Vorbilder, hauptsächlich den „Werther“. Um die Romane noch weiter als Erlebnisdichtungen zu entwerten, muß darauf hingewiesen werden, daß Jacobi wohl kaum ganz zwecklos schreibt. Seine Romane haben — immer abgesehen von den ersten Anfängen des „Allwill“ — eine deutliche philosophisch-ethische Tendenz. Jacobi schreibt nicht im irrationalistischen Sinn zunächst nur für

---

[11] Vgl. David S. 82.

[12] Vgl. JaB I, 244 f.

sich, sondern von vornherein für ein Publikum. Er schreibt Romane, um Ideen zu verbreiten. Die Kunst ist ihm also im wesentlichen nicht Selbstzweck, wie dem echten Irrationalisten, sondern Mittel zum Zweck, wie einem Rationalisten. Wie Jacobi selbst sein Schaffen ansah, zeigt sein angezogener Brief an Hamann vom Jahre 1783: „Meine Absicht bey Woldemar wie bey Allwill ist allein diese: Menschheit wie sie ist, begreiflich oder unbegreiflich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen".[13] Dies deutet mehr auf ein naturhaft-intuitives, als ein tendenziös zielstrebiges Schaffen hin. Auch schon aus dem Jahre 1776 liegt uns ein interessanter Brief Jacobis an Ferdinand von Kobell vor, der sich mit der Theorie der Kunst beschäftigt. Es heißt da: „Nach meinem Gefühle hat die Kunst nichts anderes zum Zweck, als das Leben der Natur, welches überall aus ihr hervorquillt und der schöpfenden bloßen Hand so leicht entrinnt ... in Gefäße zu sammeln".[14] Dies deckt sich mit der Äußerung an Hamann über Jacobis eigenes Schaffen. Auch was Jacobi drei Jahre vorher, also bereits 1773, vertreten hatte, war ein aufrechtes Bekenntnis zu der Kunsttheorie des Sturms und Drangs, aber leider hat er selbst die Konsequenz daraus nicht zu ziehen vermocht. Er schrieb 1773: „diejenigen Dichter und Künstler, welche Genie oder wahre Laune zu ihrem Werke hinriß, die sich nicht vorher lange fragen durften: was will ich thun? ja, die oftmals nicht einmal zu fragen hatten: wie richte ich es aus? diejenigen, denen es nie einfiel mit einem Siehe da! die Vorbeigehenden zum Erstaunen aufzurufen, sondern die, weil sie wirklich sahen, hörten und fühlten, in ihr Werk das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinne, Herz und Geist geöffnet hatte — diese wackern Leute machen mir Alles

[13] JW I, 364.
[14] JaB I, 233.

recht.“[15] Fürwahr, eine klassische Formulierung des Ideals eines Sturm-und-Drang-Dichters. Wenn Jacobi ihm nicht nachleben konnte, so lag das daran, daß er auch für seine schwache Künstlerpersönlichkeit die Überzeugung hegte, daß „Alles sich von selbst macht; Liebe nur muß da seyn, Bedürfniß, Drang. Auch vermag wirklich jedweder so viel, als er braucht; und wer mehr thun will, wird, nach dem alten deutschen Sprüchworte, zum Schelm.“[16] So wäre Jacobi zum Schelm geworden. Wenn auch seine Theorie der Kunst von 1773 bis 1783 vielleicht keinen großen Riß hat, um so mehr hat ihn die Praxis seiner künstlerischen Tätigkeit.

Angesichts der eingehenden Beschreibung und Analyse der Jacobischen Romane durch Frida David und Hans Schwartz wird es hier unterlassen, Einzelheiten aus den Romanen als Belege für Jacobis Übereinstimmung mit Tendenzen des Sturms und Drangs anzuführen; nur einige maßgebende große Gesichtspunkte sollen noch hervorgehoben werden. Fremd gegenüber stand Jacobi einem uns sehr wichtig dünkenden Komplex der Sturm- und Drang-Ideen, dessen Pfeiler mit Shakespeare, Ossian, Erwin von Steinbach, Hans Sachs genannt sind. Zu diesem nationaldeutschen Strom des Sturms und Drangs war für Jacobi kein Pfad geschlagen. Auch hierin zeigt sich wieder, wie stark die Bindung Jacobis an die kosmopolitische Gesellschaftskultur des Rokoko sich ausgewirkt hat. Das ungezogene Geniewesen, wie es sich typisch in dem Farcen- und Parodienwesen ausdrückt, hat Jacobi unter Goethes und Heinses Einfluß mitgemacht. Es sei erinnert an die „Epistel an die Akademisten“ vom Jahre 1774 und an die mit Heinse zusammen geplante Epigrammsammlung vom Jahre 1775. Als beachtenswerte Grundtendenz beider Werkchen haben

---

[15] JaB I, 234.
[16] JaB I, 234 f.

wir die Ablehnung rationalistischer Kritik anzusehen, die der Sturm und Drang durch Einfühlung in das Kunstwerk zu ersetzen strebte. Der Tyrannenhaß, der Kampf gegen den Despotismus, durch den sich der Göttinger Hain besonders hervortat, findet auch in Jacobi einen, wenn auch gemäßigten Vertreter. Schon im Jahre 1773 strich Wieland in einem Artikel Jacobis für den „Teutschen Merkur" einen Passus über Despotie und Militarismus.[17] Im Jahre 1775 wies der ängstliche Wieland eine von Jacobi verfertigte Übersetzung eines Artikels zurück, der sich eine „große Freiheit, über die Könige unserer Zeit zu philosophiren"[18] herausgenommen hatte. Und in einem Briefe Allwills[19] aus dem Jahre 1776 strich Wieland „die Stelle über den Fürstendienst".[20] Bekannt ist, daß der Bruch Jacobis mit Wieland aus dessen bequemem Opportunismus in eben denselben Fragen hervorging, die den Inhalt der unterdrückten Textstellen in Jacobis Zuschriften an Wieland ausgemacht hatten. Wieland reizte Jacobi mit seinem fürstendienerischen Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit" zu energischem Widerspruch. Seine Entgegnung, „Über Recht und Gewalt" im „Teutschen Merkur", wurde so verstümmelt wiedergegeben, daß Jacobi die Geduld ausblieb, und er sich mit Wieland endgültig überwarf. In der großen Front der Kämpfer für die Freiheit des Herzens, für die Vormachtstellung des Gefühls gegenüber dem Verstande, war auch Jacobi ein Mitkämpfer. Freiheit des Individuums, Gleichheit aller Menschen als Kinder einer großen Mutter Natur, Brüderlichkeit in der Gemeinschaft Gleichgesinnter, war auch seine Sache. Wenn seine Anschauung von der unfehlbaren Souveränität des Herzens in Dingen der Moral, die der „Allwill" darstellen sollte, so

---

[17] JaB I, 153.
[18] JaB I, 216 f.
[19] JW I, 59.
[20] JaB I, 244.

schnell widerrufen wurde, so lag das an persönlichen Erfahrungen, die ihn skeptisch und mißtrauisch machten, gerade weil er sich mit so großem Feuer zunächst der Geniemoral bemächtigt hatte. Auch macht Jacobi persönlich doch den Eindruck, als ob ihm zu einem Vertreter der Geniemoral die elementare Vitalität anderer Stürmer und Dränger gefehlt hätte. Daß ihm die Geniemoral zusagte und er auch innerlich keinen Widerspruch zu ihr fand, nachdem die äußeren Anlässe zum Zweifel an ihr gefallen waren, ja die Sturm- und Drang-Bewegung schon verrauscht war, beweist das große Philosophie-Gespräch in der letzten Fassung des „Woldemar", des Romans, der dazu angelegt gewesen war, die Geniemoral ad absurdum zu führen, indem der ganz der Herrschaft seines Gefühles folgende Held Schiffbruch leidet. Wie sich Jacobi jedoch von den Extremen, die Klinger in seinen Dramen z. B. vertritt, frei hielt, so nahm er auch zu manchem ethischen Thema des Sturms und Drangs keine Stellung. Das vielbehandelte Gebiet der freien Geschlechtsmoral betritt er kaum. Höchstens einen Anflug könnte man in den Worten Allwills finden: „Daß . . . eine freundschaftliche Verbindung so warm und innig werde, daß sie ferner kein Maß noch Ziel mehr wisse — wer könnte das Herz haben sich davor zu hüten?"[21] Das krasse Gegenteil bildet das im „Woldemar" geschilderte Verhältnis Woldemars und Henriettens, das jeder Natürlichkeit Hohn spricht. Seine früheste Auffassung vom Menschen ist die, daß auch das höchstentwickelte Individuum — und das erst recht — ein Naturgeschöpf ist wie die Pflanze und das Tier. Indes hat er sich von dieser Auffassung eines veredelten Naturalismus, die nur eine Etappe für ihn war, abgewandt und sich, statt der hieraus sich ergebenden relativen Tugendbegriffe, für feste entschieden, unter Herabsetzung der Natur zu einem mecha-

[21] JW I. 64.

nischen, nicht mehr organischen Ablauf. Der Ethik einer alles lösenden und versöhnenden Liebe, die ihn, wie Goethe, zu Spinoza so besonders hingezogen hatte, ist Jacobi stets treu geblieben. Die Gefühlsreligion der Epoche der Empfindsamkeit, das Geschwister des Sturms und Drangs, entsprach Jacobis innersten Anlagen besonders, wie seine Jugendentwicklung zeigt. Dargestellt hat er sie im „Woldemar", in unerfreulicher Gefolgschaft des „Werther". Unkritisch ist jedoch auch sie nicht hingenommen, wie die Gesamttendenz des Romanes, die Darstellung der Unzuverlässigkeit des ganz auf sich gestellten Gefühls, zeigt. Allerdings wird diese Tendenz durch die Einschiebung des schon erwähnten Philosophie-Gesprächs in die letzte Fassung des Romans stark verunklärt. Diese dauernden Schwankungen erklären sich aus dem Grundcharakter von Jacobis Weltanschauung, die „unter dem Zeichen eines nie zum Austrage kommenden Kampfes zwischen Gefühl und Verstand"[22] steht. Ein inniges Verhältnis zur Natur ist aus Jacobis Romanen nicht, eher aus einzelnen seiner Briefe abzulesen. Jedoch war sie ihm nie der große Seelenspiegel, die erhabene Kulisse seines eigenen Daseins. Manche Natur-Ergüsse machen den Eindruck starken Anempfindens und wirken direkt unecht.

Jacobis Stellung zu den Tendenzen des Sturms und Drangs ist die eines Schwankenden. Seine stark gefühlsbetonte Veranlagung macht ihn zu einem vollwertigen Anhänger der Geniebewegung. Doch fehlte ihm die Kraft, und wurde ihm die Überzeugung zu stark erschüttert, als daß er sich ganz dafür hätte einsetzen können. Überwunden hat er die Bewegung, wie all die großen Stürmer und Dränger, Goethe, Klinger, Schiller. Doch auch hier fehlte die Kraft zu letzter Konsequenz, die Ethik der klassischen Zeit hat

[22] Ulrike Garbe, Beiträge zur Ethik der Sturm- und Drang-Dichtung. Leipzig (Diss.) 1916, S. 109.

er nicht erreichen können und wollen. Seine Romane sind Auseinandersetzungen mit den Tendenzen des Sturms und Drangs mit vorwiegend negativem Endergebnis. Künstlerisch hat er uns nichts gegeben.

Der Dichterlorbeer muß ihm versagt werden. Aber der Blumenkranz, den die junge Bettina Brentano dem Greise, in Phantasie oder Wirklichkeit, aufs Haupt drückte im Abendrot auf dem Tegernsee angesichts der weißen Alpspitzen, bleibe das freundliche Symbol der Anerkennung, die edlem Menschentum auch von späteren Geschlechtern weiter gezollt wird.

Verzeichnis der Abkürzungen.

DjG = Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt v. Max Morris, Leipzig 1909—1912.

David = Frida David, F. H. Jacobis „Woldemar" in seinen verschiedenen Fassungen, Leipzig 1913 (Probefahrten, hg. v. Albert Köster, Band 23).

GJ = Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, hg. v. Max Jacobi, Leipzig 1846.

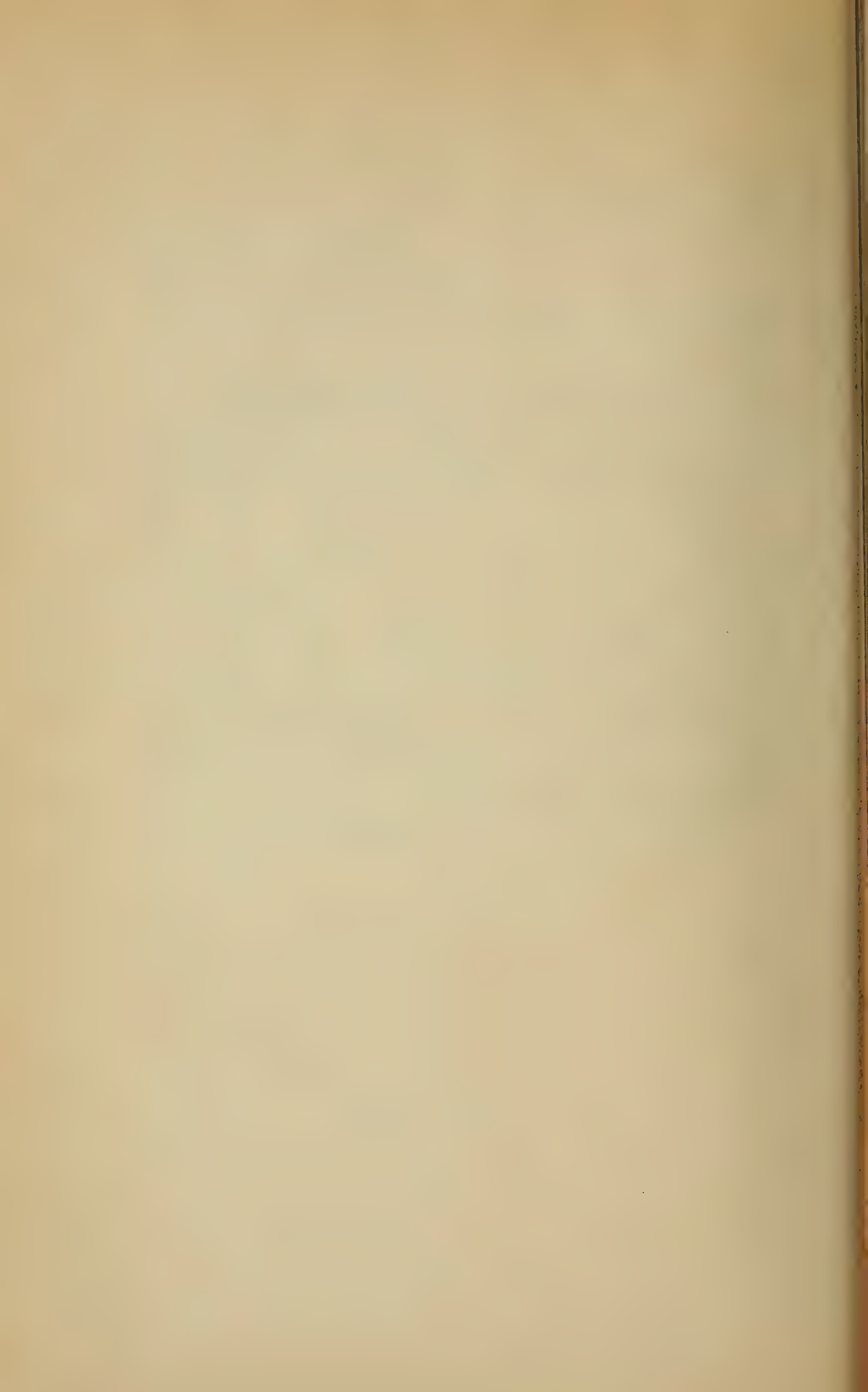
HW = Wilh. Heinse, Sämtliche Werke, hg. v. Carl Schüddekopf, zehn Bände, Leipzig 1903 ff.

JaB = F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel (hg. v. Friedr. Roth), zwei Bände, Leipzig 1825—1827.

JW = F. H. Jacobis Werke (hg. von ihm selbst, Friedr. Köppen und Friedr. Roth), sechs Bände, Leipzig 1812—1825.

Schwartz = Hans Schwartz, F. H. Jacobis „Allwill", Halle 1911 (Bausteine, hg. v. Franz Saran, Bd. 8).

Wolff = Joh. Heinr. Mercks Schriften und Briefwechsel. In Auswahl hg. v. Kurt Wolff, zwei Bände, Leipzig 1909.





CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG IN HEIDELBERG.

Friedrich Heinrich Jacobi

Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems

von

Friedrich Alfred Schmid.

8°. geh. M. 8.—, Halbfrzbd. M. 10.—.

„. . . . Das darf aber nichts von der Freude abmäkeln, daß uns mit diesem Buch die erste allen wissenschaftlichen Anforderungen genügende Darstellung Jacobis gegeben ist, und daß damit eine lange gestundete Ehrenschuld der Geschichte der Philosophie an einem der eigenartigsten Philosophen mit Zins und Zinseszinsen einbezahlt worden ist."

(Paul Hensel in der „Deutschen Literaturzeitung".)

„Die Theologie hat besonderen Grund, sich über eine auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft stehende Bearbeitung Jacobis zu freuen. Denn er ist mit dem Werden und Wachsen der idealistischen Religionsphilosophie so eng verbunden, daß man ein historisches Verständnis für Kant und Schleiermacher, natürlich auch für ihre Mitstrebenden und Epigonen, nicht ohne starke Rücksicht auf ihn gewinnen kann . . . Dies Buch bedeutet einen erheblichen Fortschritt; es ist . . . die beste Einführung in die Gedankenwelt Jacobis."

(„Theologische Literaturzeitung".)

„Ein wundervolles Buch!"

(„Religion und Geisteskultur".)

„Alles in allem haben wir hier eine sehr brauchbare, mit ausgezeichneter Ruhe und Objektivität des Urteils geschriebene Einführung in das Studium Jacobis und seiner Philosophie vor uns, zu deren Hauptvorzügen ich den rechnen möchte, daß der Verfasser seinen Philosophen möglichst viel selbst zu Worte kommen läßt. Weiter eröffnet er uns aber eine ganze Reihe wertvoller Perspektiven für das Studium der Philosophie des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts überhaupt."

(„Kant-Studien".)

„. . . . Die gedankliche Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes sollte nur angedeutet werden, um vielleicht einen nachdenklichen Leser anzuregen, zu Schmids Werk selbst zu greifen. So vielseitig Jacobi selber war, so vielseitige Anregungen dürften darum von dieser philosophischen Charakterstudie ausgehen. Es ist ein Beitrag, der wirklich ein Beitrag ist, weil er selbst einen Wert repräsentiert, für den die historisch-kulturelle Forschung dankbar zu sein hat."

(Bruno Bauch in der „Magdeburgischen Zeitung".)

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

B 3058 H 4
University of British Columbia Library
DATE DUE

FORM No. 310

